

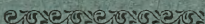
1790

20. Dezember 1916.

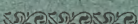
Internationale Rundschau

2. Jahrgang,

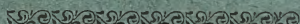
Sechzehntes Heft.

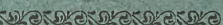
Zur Friedensbotschaft. 
 Sigmund Feilbogen.

**Die Friedensbewegung in
Frankreich.**  Henri Guilbeaux.

Der erste Pazifist. 
 Alexander von Gleichen-Russwurm.

**Träume, die der Erfüllung
harren.**  Rose Silberer.

**Briefe aus England und
Holland.** 

**Dokumente der Menschlich-
keit.**  Felix Beran.



Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Kopenhagen: Vor Frue Boglade (Kaj Frimodt).

Stockholm: Albert Bonnier.

Preis: 80 Cts. — 80 Pfg.

Inhalt des 16. Heftes:

	Seite
Noahs Taube. Alexander von Gleichen-Russwurm	715
Zur Friedensbotschaft. Siegmund Feilbogen.	715
Ein Friedensanerbieten. Thucydides	721
Die Friedensbewegung in Frankreich. Henri Guilbeaux	722
Gesang von mir selbst. Walt Whitman	732
Der erste Pazifist. Alexander von Gleichen-Russwurm	733
Die Wehrfreiheit wegen Gewissensbedenken. S. F.	741
Gewissen und Disziplin. Lord Roberts	746
Träume, die der Erfüllung harren. Rose Silberer	747
Brief aus England. A. H. Allen	755
Brief aus Holland. H. van der Mandere	758
Dokumente der Menschlichkeit. Felix Beran	763
Einst und jetzt. L. Wienbarg	771
Allerlei	773
Zeitschriftenschau	775
Tellereisen zum Menschenfang. F. Heinemann	780

Die Internationale Rundschau

erscheint viermal vierteljährlich.

Abonnementspreis Fr. 3.—, Mk. 3.—. Im Postabonnement 20 Cts. Zuschlag.
Einzelne Hefte: 80 Cts., 80 Pfg.

Abonnementsbestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen; ebenso der Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Alle für die Redaktion bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion der Internationalen Rundschau, Bäregasse 6, Zürich zu adressieren. Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Für die Redaktion:

R. W. Huber
Zürich.

Verlag:

Art. Institut Orell Füssli
Zürich.

Mitarbeiter:

L. Barbar, Sofia; **A. Baumgartner**, Zürich; **C. Bergmann**, Russland; **J. Bergman**, Stockholm; **E. Bernstein**, Berlin; **G. Brandes**, Kopenhagen; **F. Brentano**, Zürich; **L. Brentano**, München; **C. Brockhausen**, Wien; **F. H. Broeksmid**, Holland; **G. Cardinali**, Bologna; **E. Clapp**, New York; **A. Daudé-Bancel**, Paris; **E. Dick**, Basel; **Fr. van Eeden**, Holland; **Fr. Foerster**, München; **Fr. Fritschl**, Zürich; **Gemelli**, Turin; **A. Germain**, Arcachon; **H. Gomperz**, Wien; **L. M. Hartmann**, Wien; **R. Herceod**, Lausanne; **P. Hiestand**, Zürich; **L. Hoesch-Ernst**, Amerika; **J. Jastrow**, Berlin; **E. Jones**, London; **Jong van Beek en Donk**, Haag; **Ellen Key**, Schweden; **A. Knapp**, Zürich; **I. R. Kjellén**, Göteborg; **H. Lambert**, Charleroi; **H. Lammasch**, Wien; **O. Lang**, Zürich; **C. Larsen**, Kopenhagen; **V. Loe**, London; **W. Lotz**, München; **E. Mach**, München; **G. Maier**, Zürich; **Rosa Mayreder**, Wien; **E. D. Morel**, London; **C. Oberoutcheff**, Russland; **J. Oehquist**, Helsingfors; **Oda Olberg**, Rom; **Cecil C. Palmer**, Portsmouth; **E. Platzhoff-Lajeune**, Vaud; **H. Richardson**, England; **E. Rignano**, Mailand; **Ch. Roper**, London; **B. Russel**, London; **E. G. Smith**, England; **W. Schücking**, Marburg; **F. M. Stawell**, London; **E. Tcharsky**, Russland; **F. Tönnies**, Eutin; **E. Wavrinisky**, Stockholm; **E. A. Westermarck**, Helsingfors-London; **F. v. Wrangel**, Russland.

Ausserdem haben eine grosse Anzahl führender Gelehrter und Schriftsteller aus allen kriegführenden Staaten ihre tätige Mitwirkung zugesagt und ihrer lebhaften Zustimmung zu dem Unternehmen Ausdruck gegeben.

Noahs Taube.

Flieg aus, spanne die Flügel, mutige Taube,
Eile durch Sturm, über schlammige Flut,
Sieh, dass höhnischer Pfeil dir die Kraft nicht raube,
Ausgesendet von neidischer Brut.

Flieg aus! Höre nicht auf das Krächzen der Raben,
Was Unglück verheisst, das lasse zurück.
Die Flut soll den Hass, soll das Elend begraben,
Taube, sei Botin von Frieden und Glück.

Alexander v. Gleichen-Russwurm.



Zur Friedensbotschaft.

Von Prof. Dr. SIEGMUND FEILBOGEN.

Wie ein Rausch von jungem Wein mag es an jenem denkwürdigen 12. Dezember durch Millionen von Köpfen und Herzen gesaust sein, als der Ruf durch die Lande ging: Der Friede naht, der Friede, der ersehnte Friede! Man wagt es freilich nicht, an so hohes Glück zu glauben, und eine gewisse Zurückhaltung ist jedenfalls geboten, solange die Friedensbedingungen der Zentralmächte nicht bekannt sind. Aber die Hoffnung lässt sich nicht unterdrücken, dass dieselben Einflüsse, welche zu diesem Friedensangebot gedrängt haben, auch darauf hinwirken mussten, dass die Staaten des Vierbundes bei der Festsetzung der Friedensbedingungen sich alle nur irgend mögliche Mässigung auferlegen mögen. Ist doch schon in der kurzen Kundgebung des Reichskanzlers der Satz enthalten, dass Deutschland und seine Verbündeten nicht die Absicht haben, ihre Feinde zu zerschmettern.

Wenn vielleicht die deutsche Siegesfanfare in den Ohren der Gegner etwas grell gedroht haben mag, so darf man nicht vergessen, dass in dem Augenblicke, in welchem die verbündeten Regierungen ein Friedensangebot machen, jeder Schein der Schwäche vermieden werden musste. Auch hat die öffentliche Aussprache über solche Gegenstände immer die grosse Schwierigkeit, dass die Stimmung im eigenen Volke geschont werden muss, um es nicht den radikalen Kriegshetzern in die Arme zu treiben. Man musste also in den Siegerton verfallen, so schädlich er der Verständigung werden kann. Es wird sich überhaupt diese entgegengesetzte Wirkung auf das eigene und das fremde Volk immer mehr als eine unerwünschte, aber unvermeidliche Nebenfolge der absolut notwendigen demokratischen Kontrolle der auswärtigen Politik herausstellen. Übrigens ist das Unglück in diesem Falle nicht gross. Die Antwort der Ententestaaten wird eben in demselben Tone gehalten sein; man muss im vorhinein auf scharfe Worte und schroffes Misstrauen gefasst sein. Aber eines ist moralisch unmöglich, nämlich dass die demokratisch regierten Nationen des Westens, auf ein Machtgebot ihrer gewählten Geschäftsführer hin, nicht einmal sollten erfahren dürfen, welche Bedingungen der Feind ihnen vorzulegen die Absicht hat. Eher liesse sich schon daran denken, dass die Machthaber sich von der furchtbaren Verantwortung der Annahme oder der Zurückweisung dadurch entlasten könnten, dass sie die Frage der Kenntnissnahme von den Friedensbedingungen einem Plebiszit unterwerfen würden, zumal die jetzigen Parlamente längst ihre Mandatsdauer überschritten haben und als Organ des Volkswillens über Krieg und Frieden, da sie unter ganz verschiedenen Verhältnissen gewählt worden sind, überhaupt nicht angesehen werden können.

Also, dass etwa die Staatsmänner der Entente es überhaupt ablehnen könnten, die Friedensbedingungen des Vierbundes kennen zu lernen, scheint uns vom ethischen Gesichtspunkte eine so grenzenlose Frivolität und zugleich vom politischen Standpunkte ein so schwerer Fehler zu

sein, dass wir es uns in Wahrheit gar nicht vorstellen können. Aber wir geben uns keiner Illusion darüber hin, dass in dem Augenblicke, in welchem es zu Friedensverhandlungen kommen soll, die eigentlichen Schwierigkeiten erst einsetzen werden. Und diese sind ungeheuer.

Die Schwierigkeit, die dem oberflächlichen Beobachter zunächst ins Auge fällt, ist die Frage, wie man die zahlreiche und anspruchsvolle Klientel befriedigen soll, die sich an den ursprünglichen Dreiverband angeschlossen hat: Italien, Belgien, Serbien, Montenegro, Rumänien, sie alle haben ihre meist durch Verträge gesicherten Ansprüche an die Entente, Forderungen, deren Befriedigung ohne Zertrümmerung Österreich-Ungarns und — im Falle Belgiens — ohne Demütigung Deutschlands nicht möglich ist. Gesetzt nun selbst, dass die drei Urmitglieder des Verbands im Interesse des Friedens ihren eigenen Egoismus mässigen würden, so gebietet es ihnen ihre Ehre und die Rücksicht auf ihre künftige Allianzfähigkeit, ihre Bundesgenossen nicht zu enttäuschen. Zu diesen Bedürfnissen der Ententegenossen stehen aber auf Seiten des Vierbundes ganz ähnliche Erwägungen in unvereinbarem Gegensatze. Mazedonien z. B. muss bei Serbien bleiben, wenn die Entente ihr Versprechen auf volle Wiederherstellung dieses opferwilligen Bundesgenossen erfüllen soll; aber ebenso sind es die Zentralmächte ihrer Ehre schuldig, das tapfere Bulgarien, welches gerade den Stammesverwandten in Mazedonien zuliebe sein Schwert gezogen und das Gebiet tatsächlich erobert hat, nicht um die Früchte seines Sieges zu bringen. Mazedonien kann aber unmöglich zugleich zu Serbien und zu Bulgarien gehören, ebensowenig die Dobrudscha zugleich zu Rumänien und Bulgarien, Armenien zugleich zur Türkei und zu Russland, Welschtirol nicht zugleich zu Italien und zu Österreich-Ungarn. Hier stehen unvereinbare Ansprüche einander unversöhnlich entgegen.

An diesem Punkte nun setzt der Gedanke ein, auf welchen wir die Aufmerksamkeit lenken möchten: der Friede verfügt über eine ungeheure Mitgift, von der ein

kleiner Teil genügen würde, um die Kriegswunden der minder kräftigen Staaten und ihren Schmerz über die unvermeidlichen Opfer, die sie dem Frieden bringen müssen, zu lindern. Man muss zugeben, dass ein kleiner Staat, der so unsäglich gelitten hat wie Serbien oder Belgien, ein viel grösseres Interesse daran hat, durch eine ausgiebige finanzielle Hilfe den zerrütteten Wohlstand seines Landes rasch wieder aufzurichten, als zu den verwüsteten Gebieten wie im Falle Serbiens neue Kriegswüsten hinzuzufügen oder, wie im Falle Belgiens, den Besitz einer ungeheuern Kolonie festzuhalten, deren Annexion einsichtsvolle Belgier von allem Anfang an bekämpft haben, weil ihr Staat nicht über die Mittel zur Entwicklung von 2,4 Millionen Quadratkilometern verfügt. Man bedenke nun, dass ein einziges ferneres Kriegsjahr, ganz abgesehen von den Verlusten an unendlich kostbaren Menschenleben und an verwüsteten Gebieten, lediglich an baren Auslagen für sämtliche kriegführenden Staaten einen Minimalaufwand von **150 Milliarden**, für die drei reichsten Grossstaaten, England, Deutschland und Frankreich eine Ausgabe von **100 Milliarden** Franken bedeutet. Das ist es, was ich die Mitgift des Friedens nennen möchte. Wenn dieselben Staaten, welche entschlossen sind, den Krieg auch mehrere Jahre bis zur Demütigung des Gegners fortzusetzen und die nötigen Mittel, koste es was es wolle, auf dem Wege von freiwilligen oder zwangsweisen Kriegsanleihen aufzubringen, sich heute entschliessen könnten, dem Blutvergiessen ein Ende zu machen und die Kosten, die ein einziges weiteres Kriegsjahr verursacht hätte, als Friedensanleihen aufzubringen, so würden zunächst jedem Staate die nötigen Mittel zur Verfügung stehen, um die Kriegsschäden des eigenen Volkes möglichst zu heilen und die Umschaltung der auf den Krieg eingestellten Volkswirtschaft in die normale Friedenswirtschaft tunlichst rasch und ohne soziale Wirren durchzuführen. Überdies aber könnten die drei reichsten Staaten ihren Bundesgenossen in ausgiebiger Weise zu Hilfe kommen. Hiebei müsste ein wichtiges Prinzip durchgeführt werden. Ein

stolzes Volk setzt lieber den Kampf aufs äusserste fort, bevor es sich dazu zwingen lässt, dem verhassten Feinde eine Kriegsentschädigung zu zahlen. In diesem Sinne hat sich für England selbst ein so entschiedener Friedensfreund wie Lord Courtney ganz unzweideutig ausgesprochen. Aber kein Volk wird dadurch gedemütigt, dass es seinen Bundesgenossen für die Opfer entschädigt, welchen sich dieser im Interesse der gemeinsamen Sache unterzogen hat. Grossbritannien und Frankreich beispielsweise anerkennen rückhaltslos die grosse Dankeschuld, welche ihnen das kleine Belgien durch seinen heldenmütigen Widerstand auferlegt hat. Eine Milliarde von den siebzig, welche diese beiden Staaten durch ein erspartes Kriegsjahr gewinnen könnten, würde aller Wahrscheinlichkeit nach genügen, um Belgien in einen ähnlichen wirtschaftlichen Aufschwung zu versetzen, wie dies nach 1871 in Deutschland durch die fünf Milliarden der Kriegsentschädigung geschehen ist. Bedenkt man ferner, dass die Kongokolonie für etwa 100 Millionen von Belgien erworben worden ist, so wäre es nicht unbillig, als Gegenleistung die Abtretung weiter Kongogebiete an das Deutsche Reich zu verlangen, welches seinerseits, als Äquivalent für den Gewinn dieser in Deutschlands Händen unendlich entwicklungsfähigeren Kolonie, vielleicht eine billige Regelung der elsass-lothringischen Frage sich gefallen liesse. In ähnlicher Weise könnten überhaupt die kapitalschwächeren Bundesgenossen der Entente oder der Zentralmächte durch Milliarden entschädigt werden. Der Fall der dänischen Antillen beweist, dass die Annahme von Geld als Gegenwert für Land, wenn es nur recht hoch in die Millionen geht, auch den reinlichsten Staat nicht beschmutzt. Und vielleicht würde, wenn einmal das Prinzip angenommen wäre, bei der Wahl zwischen Quadratkilometern und Milliarden der Wettbewerb um die letztern stärker werden als poetische Gemüter sich das jetzt vorstellen mögen.

Vielleicht also könnten die Milliarden die zunächst ins Auge fallende Schwierigkeit, so **vielen** Staaten in ihren

divergierenden Interessen gerecht zu werden, in der Praxis einigermaßen mildern. Aber wir geben uns keiner Selbsttäuschung darüber hin, dass die allergrössten Schwierigkeiten erst beginnen, in dem Masse, als wir uns den allergrössten Ambitionen nähern. Diese sind nun natürlich in den Kriegszielen der drei Hauptstaaten der Entente verkörpert. Ganz besonders unheimlich ist da England. Man weiss, was Frankreich will; auch Russland hat aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Aber was will England? Es hat bisher sein eigentliches Kriegsziel so geschickt verborgen, dass die Welt noch gar nicht bemerkt hat, dass sie nicht weiss, was England will. Erst hiess das Kriegsziel Englands: Räumung Belgiens; dann: Herstellung einer internationalen Rechtsordnung. Als aber der deutsche Reichskanzler in seiner Rede vom 9. November endlich zum erstenmale diese beiden Forderungen klipp und klar bewilligte, so erfolgte von englischer Seite nur eisiges Stillschweigen oder beleidigender Hohn. Es ist also erwiesen, dass diese beiden Forderungen noch nicht das wahre Kriegsziel Englands enthalten; sonst wäre der Friede schon fertig, soweit es auf England ankommt, und ohne England kann die Entente nicht einen Monat weiterkämpfen.

Sollte es gar so schwer sein, das Geheimnis des Inselreiches zu erraten? Man weiss, dass England vor dem Kriege das rapide Anwachsen der deutschen Kriegsflotte als eine unerträgliche Drohung empfunden hat. Hoch und niedrig hatte das Gefühl, dass man diese Gefahr nicht lange mehr unbeachtet lassen dürfe. Und hoch und niedrig denkt in aller Stille, dass jetzt darum gekämpft wird, ob Deutschland fernerhin sein Instrument für die gefürchtete Landung in England ungestört vervollkommen dürfe. Und nun entsteht die Frage: Was verlangt England in bezug auf die deutsche Kriegsflotte und was kann Deutschland gewähren? Was verlangt Deutschland in bezug auf die Freiheit der Meere und was kann England gewähren? Das ist der springende Punkt des Friedens. Es wäre ein grosser Schritt zu diesem Ziele, wenn dies

einmal auch offiziell einbekannt würde. Denn solange England sein Kriegsziel nicht offen heraussagen will, kann es den Krieg beliebig verlängern, indem es die Kriegsziele seiner Bundesgenossen, die Fragen nach der Zukunft von Elsass-Lothringen und Konstantinopel in den Vordergrund stellt. Wenn aber einmal die Differenzen zwischen England und Deutschland geregelt wären, so würde es den vereinten Anstrengungen der beiderseitigen Staatsmänner gewiss gelingen, den Weg zum Frieden frei zu machen. Hier könnte auch der Donaumonarchie, welche nach ihrem ganzen Gefüge zur Versöhnung der Nationen berufen ist, eine herrliche Mission der Friedensvermittlung zufallen.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Aber der Wille muss aufrichtig und ernst sein. Wenn einmal diese Voraussetzung für beide kriegführenden Parteien verwirklicht ist, dann werden die Schwierigkeiten des Friedensschlusses überwunden werden, so ungeheuer gross und mannigfach sie auch im gegenwärtigen Augenblicke noch erscheinen mögen.



Ein Friedensanerbieten.

Ein kluger Mann . . . wird den mindesten Unfällen ausgesetzt sein; weil er, ohne sich durch den glücklichen Erfolg einer Unternehmung sicher und stolz machen zu lassen, mitten in seinem Glück zum Frieden die Hand bietet . . .

Lasst uns also anstatt des Krieges den Frieden wählen, und zugleich den übrigen Griechen nach so vielen Beschwerden die Ruhe verschaffen; wofür sie euch bei der gegenwärtigen Gestalt der Sachen gewiss die meiste Verbindlichkeit haben werden. Denn in Ansehung des Krieges, wozu sie bisher angehalten worden, wissen sie nicht eigentlich zu sagen, wer denselben zuerst angefangen. So erklärten sich die Lacedämonier . . .

Die Athenienser hingegen glaubten, da sie die Leute auf der Insel in ihrer Gewalt hätten, so würde ihnen der Friede allezeit gewiss genug sein, wenn sie nur wollten; sie spannten daher die Seiten noch höher . . .

Und jetzt kam ihnen die Reue an, dass sie den Friedensvorschlägen der Gegner kein Gehör gegeben hatten. Thucydides.

Die Friedensbewegung in Frankreich.

Von HENRI GUILBEAUX, Herausgeber d. Zeitschr. „demain“, Genf.

Ohne zu behaupten, dass das französische Volk erschöpft sei und einen Frieden um jeden Preis verlange, muss man doch zugeben, dass die Bewegung zugunsten des Friedens in Frankreich immer stärker hervortritt; wir glauben daher, dass ihre fortdauernde Entwicklung eine eingehende Darstellung rechtfertigt.

Es ist allgemein bekannt, wie die Zeitungen gemacht werden, und dass gerade in Frankreich die Presse weit davon entfernt ist, die öffentliche Meinung getreu abzuspiegeln. Um das nächstliegende Beispiel aus der Zeit vor dem Kriege zu wählen, möchte ich auf die Kammerwahlen hinweisen, die für die Parteien der Linken so günstig waren, während alle grossen Tagesblätter die „Politik der Linken“ heftig bekämpft und die „Affaire Caillaux“ in antirepublikanischem Sinne ausgenützt hatten. Welche Zeitung könnte denn in Kriegszeiten die Friedenswünsche vertreten und eine der Verlängerung des Krieges feindliche Meinung entwickeln, zu einer Zeit, wo die im Prinzip nur auf militärische und diplomatische Fragen anzuwendende Zensur eine strenge Kontrolle über die ganze Politik ausübt, ja dieselbe leitet; wo die grosse Metall- und Munitionsindustrie ihren korrumpierenden Einfluss noch leichter, weiter und kräftiger ausübt als zu Friedenszeiten und die von den Waffenfabrikanten mächtig geförderte Presse noch überdies durch die Zensur verhalten wird, alles was eine „pazifistische“ Tendenz hat, unbarmherzig zu unterdrücken. Es gibt nur eine bürgerliche Zeitung, welche schüchterne pazifistische Anwandlungen hat und den „Jusqu'aboutismus“ bekämpft. Dagegen herrscht dieser unumschränkt in fast allen Redaktionen, ganz besonders aber in den Bureaus des „sozialistischen“ Blattes *L'Humanité*, dessen Herausgeber, der Abgeordnete Renaudel, Nachfolger Jean Jaurès' (die Feder sträubt sich beim Niederschreiben dieser

Bezeichnung) ein würdiger Kollege des mächtigen Munitionslieferanten Albert Thomas, sowie der Herren Marcel Sembat und Jules Guesde ist. Diese drei „sozialistischen“ Minister sind Mitglieder einer Regierung, die einen Vertrag unterzeichnete, kraft dessen Konstantinopel und die Dardanellen in wohlwollender Weise der russischen Regierung zugesprochen werden.

Es muss hervorgehoben werden, dass trotz des schmählischen Abfalls der Parlamentssozialisten die Sozialisten und Syndikalisten doch als die ersten und entschlossensten in der Bewegung gegen den Krieg auftraten. Und wenn ich auch bestrebt bin, hier eine allseitige Darstellung der Friedensbewegung in Frankreich zu geben, muss ich doch die Bemühungen der international gebliebenen Sozialisten und Syndikalisten besonders würdigen.

Der erste, Pierre Monatte, Chefredakteur der *Vie ouvrière*, hat in einem der Öffentlichkeit übergebenen Brief, in dem er seine Demission als Delegierter der „Rhône-föderation“ gab, mutig gegen den Krieg protestiert. Merrheim, der tatkräftige Sekretär der *Fédération des Métaux*, und Bourderon, von der *Fédération du Tonneau*, haben, so viel sie konnten, gegen die von Jouhaux, dem Regierungskommissär, vertretenen Majoritätssyndikalisten, gewirkt. Ihre Arbeit hat schon treffliche Resultate gezeitigt, ihre Bestrebungen haben in der Arbeiterschaft zahlreiche Anhänger gefunden.

Merrheim und Bourderon waren beauftragt, die C.G.T.*) auf der Londoner Konferenz (14. Februar 1915) zu vertreten, die auf Anregung des belgischen Staatsministers Emile Vandervelde einberufen worden war. Dieser hatte mit der materiellen Organisation der Konferenz die englische Sektion der sozialistischen Internationale betraut.

Merrheims und Bourderons Beteiligung an der Konferenz war erfolgreich: im Verein mit ihren Freunden von der „Independent Labour Party“ setzten sie durch, dass aus der Resolution gewisse Artikel gestrichen wurden, die alles eher als internationaler Natur waren. Nach Paris

*) Confédération Générale du Travail.

zurückgekehrt, verfasste Merrheim einen vortrefflichen Bericht, den er in einigen privaten Versammlungen mitzuteilen Gelegenheit hatte. Anlässlich des 1. Mai 1915 gab er eine ausgezeichnete Nummer der *Union des Métaux* heraus, deren Erscheinen durch den Krieg unterbrochen worden war. Einige Monate später unterbreitete er mit Bourderon dem Kongress der Arbeitsbörsen und industriellen Förderationen („Conférence des Bourses du Travail, Unions départementales et fédérations nationales corporatives d'industries“), der in Paris am 15. August 1915 abgehalten wurde, eine mannhafte Resolution. Darin wurde erklärt, dass, wenn die C.G. T. schon ohnmächtig sei, den Krieg zu verhindern, sie doch mit allen ihren Kräften für einen raschen Friedensschluss arbeiten müsse; diese Resolution erhielt 27 Stimmen.

Merrheim nahm, stets in Begleitung Bourderons, an der „Zimmerwalder Konferenz“ teil, bei welcher eine deutsch-französische Erklärung gelesen und einstimmig angenommen wurde, an deren Abfassung deutsche und französische Delegierte beteiligt waren. Sofort nach ihrer Rückkehr nach Paris verbreiteten die beiden Syndikalisten in Frankreich eine Agitationsbroschüre mit dem Manifest und dem offiziellen Bericht der Zimmerwalder Konferenz. Im Vorworte zu dieser Broschüre erklärten sie mit ebenso viel Energie wie Intelligenz, warum sie an der Konferenz teilgenommen hatten.

Die „*Vie ouvrière*“, eine syndikalistische Zeitschrift, die ebenfalls bei Kriegsausbruch eingestellt wurde, erscheint in Briefform *An die Abonnenten der „Vie ouvrière“*, von Alfred Rosmer, dem Freund und alter ego Monates, gezeichnet. Der erste Brief Alfred Rosmers ist geradezu ein kleines Meisterwerk von Sachkenntnis, gesundem Menschenverstand und Menschlichkeit. Dieser Brief spricht fast ausschliesslich von der Zimmerwalder Konferenz und ist imgrunde ein gehaltvolles „Pamphlet“, das ich am liebsten vollständig wiedergeben möchte; doch muss ich mich darauf beschränken, bloss folgende, dem Imperialismus geltende Stelle zu zitieren: „Wenn bei Kriegs-

ausbruch der Wahnsinn bei der von den Zeitungen irreführenden Masse erklärlich war, so war er es nicht bei den Führern (militants), welche durch ihre Verpflichtungen, ihre früheren Erklärungen und das Programm des Syndikalismus gebunden waren. Man könnte einwenden, dass der Kriegausbruch ein unvorhergesehenes, ein unvorhersehbares Ereignis war: es sei daher ganz verzeihlich gewesen den Kopf zu verlieren, und man konnte wirklich nichts anderes tun, als sich von den Nationalisten und der Regierung ins Schlepptau nehmen lassen.“

„Und doch ist der gegenwärtige Krieg derselbe, wie jener, dessen drohende Gefahr uns in den Jahren 1905, 1911 und 1912 erschreckt hatte. Damals konnte man die Regierungen zwingen, mit einander zu verhandeln; aber die Ursache des Konfliktes blieb unvermindert bestehen. Der so mühselig zustande gebrachte Friede von Agadir war nur ein Waffenstillstand. Er entwaffnete die Imperialisten nicht. Unsere Nationalisten in Frankreich gaben dem Minister, der ihn unterzeichnet hatte, den Laufpass. In Deutschland warfen die Pangermanisten ihrem Kaiser direkt Mangel an Mut vor und ergingen sich in Schmähungen gegen ihn. Damals hatte England zum ersten Male bekundet, welche Haltung es im Fall eines deutsch-französischen Krieges einnehmen wolle: dass es nämlich Schulter an Schulter mit Frankreich kämpfen würde. So wurden die geheimen militärischen, die beiden Länder bindenden Abkommen bestätigt, deren Existenz die Minister, so oft sie danach gefragt wurden, geleugnet hatten. Die Pangermanisten liessen ihrer Wut die Zügel schiessen. Unsere Nationalisten, die nun der Unterstützung Englands sicher waren, wurden angriffslustiger. Immer schärfer stellten sich die beiden Gruppen einander gegenüber: Der Dreiverband einerseits, der Dreibund anderseits; jeder Konflikt zwischen zwei Mächten musste von nun an ein europäischer Konflikt werden. Diese Teilung Europas in zwei grosse Gruppen brachte nicht den Frieden, sondern den Krieg. Sie stiessen in Afrika, Asien und auf dem Balkan aufeinander.

Wenn man heute das Wort ‚Imperialismus‘ gebraucht, dann ist es nicht in der modernen Bedeutung des Wortes, sondern in der alten, die alles Interesse verloren hat. Wenn schon eine Definition des Imperialismus gegeben werden soll, dann ist er der wirtschaftliche Kampf zwischen den Grossmächten um die Eroberung der Absatzwege, der Einflussphären in den nicht industrialisierten Ländern, wo sie ihre Produkte absetzen, Konzessionen erlangen und eine Art Protektorat ausüben können. Der Imperialismus liegt allen modernen Kriegen zugrunde: die Vereinigten Staaten kämpfen gegen Spanien wegen Cuba und Panama; Japan gegen Russland um die Mandschurei und Korea; England gegen die südafrikanischen Republiken behufs Ausbeutung der Minen. Sogar der Balkankrieg — für die Kurzsichtigen ein Krieg der Nationalitäten und Rassen — ist in Wahrheit ein imperialistischer Krieg. Die Balkanländer Griechenland, Serbien und Bulgarien vereinigten sich nicht von selbst gegen die Türkei. Der Balkanbund war das Werk des verstorbenen russischen Gesandten in Belgrad, Hartwig. Wie damals gesagt wurde, bedeutete er „die Rückkehr Russlands nach Europa“ nach dem unglücklichen Abenteuer im fernen Osten. Die Türkei, der Stützpunkt Deutschlands, sollte geschwächt und Gross-Serbien geschaffen werden, um den Deutschen und Österreichern den Weg nach Kleinasien und Mesopotamien zu versperren, einen Weg, den sie in diesem Kriege bemüht sind, wiederherzustellen.“

Auf Anregung der Zimmerwalder bildete sich in der sozialistischen Partei eine sehr gemischte Minorität, der die Abgeordneten Longuet, Pressemanne, Mistral, Mayéras, Brizon, Raffin-Dugens, Degnise und die führenden Sozialisten Raoul Verfeuil, Frossard, Chastanet usw. angehören ... Diese Minorität trat in der Kammer und besonders bei den Beratungen und Kongressen der sozialistischen Partei hervor. Die letzte, einige Tage vor Ostern 1916 stattgehabte Beratung war dadurch interessant, dass die Minorität dort mehrere Resolutionen einbrachte und ein starkes Drittel der Delegierten für sich gewann. Bei dieser Gelegenheit

wurde der *Populaire*, das offizielle Organ der französischen Minotität, gegründet.

An der zweiten Zimmerwalder Konferenz, die in der letzten Aprilwoche in Kienthal tagte, konnten Merrheim und Bourderon nicht teilnehmen, da die Regierung der Republik, die im „Lande der Revolution“ den Zarismus eingeführt hat, die nötigen Pässe verweigerte. Dafür begaben sich zu dieser Konferenz drei sozialistische Abgeordnete: Brizon, Raffin-Dugens und Alexander Blanc. In Zimmerwald gehörten sie zur Rechten. Nach Frankreich zurückgekehrt, betätigten sich die drei „Pilger“ — wie man sie seit damals nennt — in mutvoller Weise, indem sie Interpellationen einbrachten und Unterbrechungen der Sitzungen hervorriefen. Alle drei verweigerten fortan die Kredite, und Brizon forderte bei verschiedenen Gelegenheiten entsprechend der Resolution, die er in Kienthal verfasst und zur einstimmigen Annahme gebracht hatte, einen „sofortigen Frieden ohne Annexionen“. Es ist das allerdings eine ziemlich zweideutige Formel, aber sie äussert doch klar den Willen, einen sofortigen Abbruch der Feindseligkeiten zu verlangen, für welche die Regierungen der kapitalistischen Grossmächte alle in ungefähr gleicher Weise verantwortlich sind.

Zwischen den beiden Zimmerwalder Konferenzen wurde in Paris ein „Komitee für die Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen“ (Comité pour la reprise des relations internationales) gegründet, das unermüdlich für den internationalen Sozialismus und gegen den Krieg arbeitet. Es veranstaltet Zusammenkünfte und veröffentlicht Flugblätter und Broschüren von tapferer Gesinnung. Andererseits konnte Merrheim einige Nummern der Zeitschrift der Metallföderation (*Journal de la Fédération des Métaux*) erscheinen lassen, die sehr interessante kriegsgegnerische und pazifistische Dokumente enthalten. Ausser dem bereits erwähnten *Populaire* müssen noch der *Populaire du Centre* von Limoges und der *Droit du Peuple* von Grenoble genannt werden, sowie die Zeitung *Ce qu'il faut dire*, gegründet von Sébastien Faure, dem Vertreter der

sozialistischen, syndikalistischen und anarchistischen kriegsgegnerischen Tendenzen. Da ich schon das Wort anarchistisch fallen liess, so sei es mir gestattet, hier der oft aufgestellten Behauptung, dass alle Anarchisten „Jusqu'aboutisten“ geworden sind, entgegenzutreten. Das Gegenteil ist der Fall; nur eine ganz kleine Minorität der „Libertaires“ ging mit Jean Grave, Christian Cornelissen und Charles Albert, die den Nationalismus der Majoritätssozialisten ungenügend finden und die ehebaldigste Ausrottung (Extermination) Deutschlands als ihr Kriegsziel verkünden. Der *Libertaire*, das Organ der Partei, hat seit dem 4. August 1914 sein Erscheinen eingestellt, um sich nicht einer systematischen Verfolgung auszusetzen.

Auch *Les Temps Nouveaux*, das Organ Jean Graves, hat zu erscheinen aufgehört; aber die meisten Mitarbeiter haben gegen das Manifest Jean Graves, Kropotkines u. a. energisch protestiert, und beabsichtigen, bald ein Blatt: *L'Avenir International*, erscheinen zu lassen. Ein „individualistischer“ Anarchist, E. Armand, hat eine Halbmonatsschrift: *Par delà de la mêlée*, gegründet, die sich „unzeitgemäss“ gebärdet, sich tatsächlich sehr wenig mit dem Kriege befasst und jedenfalls von einem Geiste beseelt wird, der alles eher als kriegerisch ist. *)

Auch die Frauen sind von jener frenetischen Hysterie erfasst worden, die über Frankreich hereingebrochen ist. Jedoch haben einige von ihnen als „Section française du Comité international des femmes pour la paix permanente“ schon vor Jahresfrist einen ergreifenden Aufruf erlassen, in welchem sie die Frage aufwarfen, ob es ihre Pflicht sein kann, den Krieg wie eine von der Natur auferlegte Prüfung fügsam zu ertragen. Und sie erklären: „Neben dem Verbrechen eines vorzeitigen Friedens gibt es noch

*) Ich möchte noch zwei Zeitschriften erwähnen, deren Herausgeber gemeinsam ist, und an denen Schriftsteller und Journalisten der verschiedensten Richtungen mitarbeiten: „*Les Hommes du Jour*“ und le *Journal du Peuple*. Die daselbst ausgesprochenen Gesinnungen reichen von den strengsten Forderungen der „Nationalen Verteidigung“ und „Massenaushebung“ bis zum reinsten Pazifismus. Diese beiden Organe haben Romain Rolland verteidigt und die Majoritätssozialisten bekämpft.

ein anderes, das Verbrechen eines unnütz verlängerten Krieges“, der mit einem an alle Senats- und Kammermitglieder gerichteten Appell schliesst. Gewiss muss man, heisst es darin, unter allen Umständen jeden Frieden vermeiden, der direkt oder indirekt Frankreichs und Belgiens politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit, sowie deren territoriale Integrität beeinträchtigen könnte. Aber unter dieser Voraussetzung fordern sie:

1. Dass alle verbündeten Regierungen ihre Friedensbedingungen formulieren und bekannt geben sollen.
2. Dass die Regierungen die bereits gemachten oder noch zu erwartenden Friedensvorschläge, von wo sie auch kommen mögen, nicht von vornherein verwerfen mögen.
3. Dass die französische Regierung die Friedensvorschläge der Kammer zur Prüfung vorlegen und auf diese Weise der Kontrolle der öffentlichen Meinung unterbreiten möge. *)

Die im sicheren Nest der Redaktionen wohlgeborgenen journalistischen Drückeberger haben gegen diese mutigen und vernünftigen Frauen das schwere Geschütz ihrer verständnislosen Boulevard-Ironie losgelassen und — ein grosser Sieg der gerechten Sache! — es erfolgte eine Hausdurchsuchung im Sekretariat der Gesellschaft.

Da ich schon von den Frauen spreche, möchte ich es nicht unterlassen, einen besonders aufreizenden Fall zu erwähnen: eine Lehrerin namens Louise Saumoneau, wurde eingesperrt, ohne dass irgend eine Zeitung Notiz davon nahm — nur weil sie einen Aufruf zugunsten des Friedens an die Frauen gerichtet hatte. Die sozialistische Föderation des Departements Haute-Vienne hat gegen diese Verhaftung durch eine energische Resolution protestiert. Auch der Genossin Louise Saumoneau, die vom „Komitee für Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen“ zur 2. Zimmerwalder Konferenz delegiert worden war, wurde gleich wie Merrheim und Bourderon

*) Wir wiederholen gerne die Forderungen dieser mutigen Frauen, welche wir seinerzeit unsern Lesern zur Kenntnis gebracht haben (15. Januar 1916).

der Pass verweigert. Und trotz alledem arbeitet sie mit rastloser Energie gegen den Krieg und für den Frieden, indem sie ein wohl sehr bescheidenes, jedoch streitbares Blatt „*Die Sozialistin*“ (*La Femme socialiste*) herausgibt.

Wir können überhaupt mit lebhafter Genugtuung konstatieren, dass viele Lehrer und Lehrerinnen das heilige Feuer der Menschenliebe gehütet, angefacht und verbreitet haben. Ihr Organ, *L'Ecole de la Fédération des Syndicats d'Institutrices et d'Instituteurs publics* (eine neue Form der von der Zensur für die ganze Kriegsdauer verbotenen *Ecole émancipée*, erscheint trotz der unausgesetzten Feindseligkeit und unglaublichen Strenge der Zensoren jede Woche, bringt Dokumente der Menschenliebe und Brüderlichkeit, und arbeitet erfolgreich für die internationale Annäherung. Die angesehensten Lehrer der Sorbonne dagegen haben ihren kritischen Geist verloren und sich einem — ich möchte fast sagen — geistigen Apachentum hingegeben.

Vor einigen Wochen hielt die „Liga für Menschenrechte“ (*Ligue des Droits de l'Homme*) ihren alljährlichen Kongress ab. Die Minorität brachte eine Resolution ein, die von Séverine, Michel Alexandre, dem Präsidenten der Sektion von Chaumont, Oskar Bloch, dem Präsidenten der Sektion Monnaie-Odéon (Paris V), Merrheim und Mathias Morhardt, dem ehemaligen Sekretär der Liga und Redakteur des *Temps*, unterzeichnet wurde. Diese Resolution verlangt, dass die fünf verbündeten Regierungen „sofort die Initiative ergreifen, um den Konflikt, der den Weltkrieg hervorgerufen hat, einem Schiedsgericht zu unterbreiten“; von 250 Delegierten stimmten 32 (die Zeitungen berichteten irrtümlich von 3 oder 9 Stimmen) für diese Resolution.

Diejenigen, die vor dem Kriege Pazifisten waren, haben sich wie die Majoritätssozialisten in wütende Jusqu'aboutisten verwandelt; viele von ihnen — und nicht die Unbedeutendsten — stehen im Dienste der Zensur, der Zentrale für offizielle Propaganda *Maison de la Presse*, und des Ministerium des Äussern. Bemerkenswert ist, dass die nationalistisch Hitzigsten aus den Reihen der

heftigsten Antiklerikalen, Freimaurer, Freidenker und Pfaffenfresser stammen (Beispiele: M. Aulard, P. H. Loyson, Gaston Moch u. a. m.).

Die französischen Intellektuellen haben im Allgemeinen eine geradezu klägliche und unverzeihliche Haltung an den Tag gelegt. Anstatt den Wogen des Hasses und Chauvinismus nach besten Kräften Einhalt zu tun, haben sie sie im Gegenteil noch kunstvoll aufgepeitscht. Es gibt jedoch bemerkenswerte Ausnahmen, und jene, die dem tollen Wirbel widerstanden, zeigten viel Mut und Uner-schrockenheit. Vor allem ist da die wunderbare Haltung Romain Rollands zu nennen, der als erster die allgemein bekanntgewordene hochherzige Sprache führte und „über den Streitenden“ (Au-dessus de la Mêlée) blieb. Seine Worte und Mahnungen sind allen Menschlichdenkenden in Europa zum Trost geworden. Künftige Generationen werden seinen Namen mit Ehrfurcht und Begeisterung im Munde führen. Er hat sein weitherziges Europäertum ungeschwächt erhalten und trotz einiger Reserven seinen Internationalismus bewahrt. Gleich in den ersten Kriegsmonaten hat er die, vor allem um die Rasse besorgten Kriegsleiter gewarnt. Dieser grosse Friedensstifter wurde mit wildem Geschrei und abschäulichem Gekläffe empfangen; aber seine Stimme brachte das Geheul zum Schweigen und sein Geist fegte alle Hindernisse hinweg.

Andere wie Gustave Dupin in seinem meisterhaften Buch *La Guerre Infernale*, P. J. Jouve in seinen beiden ergreifenden Gedichtbänden: *Vous êtes des Hommes* und *Poème contre le grand Crime*, Marcel Martinet in einem Zyklus von leidenschaftlichen Gedichten, von denen einige in der Schweiz erschienen sind, haben ihrem Abscheu vor dem Kriege, ihrer Solidarität mit allen Menschen in allen Ländern, die Opfer der gegenwärtigen Schmach geworden sind, Ausdruck verliehen und trotz eines sehr begreiflichen Pessimismus ihren Hoffnungsruf erklingen lassen.

Es ist mir gelungen, um die von mir in der Schweiz gegründete *Revue demain*, die von der französischen Regierung streng verboten ist, eine Anzahl französischer

Literaten, Künstler und Intellektueller zu scharen, die Kämpfer geblieben sind. Es ist noch nicht die Zeit gekommen die Namen jener zahlreichen Persönlichkeiten aller Richtungen und Klassen zu veröffentlichen, die mich brieflich oder persönlich ihrer pazifistischen Gefühle versichert haben. Leider ist der moderne Krieg von einem höchst komplizierten Mechanismus in Bewegung gesetzt und von so zahllosen Triebkräften beherrscht, dass es schwierig ist, diese höllische Maschinerie plötzlich zum Stehen zu bringen. Wenn nur der in Frankreich herrschende Zarismus plötzlich niedergeschlagen würde und die Wahrheit, vor der sich die Regierung fürchtet, ganz unverhüllt dem Volke erschiene, dann hätte das Volk wohl die Kraft, sich als den Herrn zu zeigen und das Vergiessen des Blutes zu hemmen, das so reichlich und unaufhörlich aus Frankreichs Adern fliesst.



Mit schallender Musik komme ich, mit Hörnern und mit Pauken;

Doch begleitet mein Marschlied nicht bloss die anerkannten Sieger, es gilt auch den Besiegten und Erschlagenen.

Ihr hört, dass es herrlich sei, den Sieg des Tages zu gewinnen. Ich aber sage: es ist herrlich zu fallen; der Heldengeist, der Schlachten gewinnt, verliert sie auch.

*Ich trommle und blase den Toten,
Ihnen tönen meine kräftigsten Fanfaren.*

Ein Hoch den Unterlegenen!

Und den Männern, deren Schlachtschiffe am Grunde des Meeres liegen,

Und den Heerführern verlorener Schlachten und allen überwältigten Helden!

Und den zahllosen ungenannten Helden, an Grösse den berühmtesten gleich!

Gesang von mir selbst, Walt Whitman.

Der erste Pazifist.

Von ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM, München.

In der Gegenwart übt die Presse, unterstützt vom Kinetographen, eine Herrschgewalt über die öffentliche Meinung aus, wie sie allgemeiner und folgenschwerer kaum jemals zutage trat. Die Vorgänger der Presse nach dieser Richtung hin waren in den verschiedenen politischen Entwicklungsperioden der Menschheit Theater, Rednertribüne und Kanzel. Ein lesendes Publikum, das von dem aufgenommenen Lesestoff innerlich geknetet und gebildet wird und durch Gelesenes zur Gärung zu bringen ist, gibt es erst seit verhältnismässig kurzer Zeit. Ein zuhörendes Publikum aber, das die gehörten Worte hin und her bewegen, wie es der Welle durch den Wind geschieht, gab es seit Anbeginn menschlicher Gemeinschaften.

Ansichten über Recht und Unrecht entspringen bei der Menge selten einer freien Erwägung, weil Denken eine sehr mühsame Sache ist, und weil nur ein sehr kleiner Kreis zu wirklichem Denken gelangt. Die meisten, weit verbreiteten Ansichten stammen aus Gefühlen von Liebe und Hass, veranlasst durch ein geschicktes Wort, das, öffentlich gesprochen oder gedruckt, kräftigen Samen in die Gemüter wirft. Dadurch werden solche Worte zu Schöpfern der öffentlichen Meinung.

Jede öffentliche Meinung ist eine Gefühlssache und hat Recht oder Unrecht, je nach dem, ob das Gefühl, das da urteilt, ein gesundes oder ungesundes ist. Infolgedessen wählt sie entweder intuitiv richtig oder sie pendelt aufgeregt hin und her wie ein ausser Richtung geratener Magnet.

Gesunde Kunst gibt die Anleitung zu gesunder intuitiver Gefühlswahl. Daher enthält ihre Verdummung und

Verflachung untrügliche Zeichen, dass es mit dem Vermögen einer vernünftigen öffentlichen Meinung bergab geht.

Bei südlichen Völkern, deren einschmeichelnde, rethorisch leicht blendende Sprachen auch durch ihren Gehalt an Musik auf die Stimmung der Zuhörer einwirken, ist das Wort, ich möchte sagen, die Gewalt über das Wort, besonders wichtig. Vielleicht wird für eine Sprache auserlesene Schönheit zu einem ebenso gefährlichen Machtmittel wie auserlesene Schönheit für eine Frau. Gleich der Schönheit des Weibes kann die Schönheit der Sprache blenden, berauschen, verführen. Das haben südliche Völker von jeher erfahren und erfahren es noch heute.

Solche Rauschgefahr bestand besonders im antiken Griechenland. Redner und Schauspieler hatten dort die öffentliche Meinung und damit die politische Gestaltungskraft in der Macht ihres Mundes. Zur Zeit seiner Blüte hatte Athen freilich das Glück, dass ernst denkende Künstler das Wort gebrauchten und edle Rede von der Bühne aus das Geschwätz des Marktes übertönen konnte. Eine streng durchgeführte Verordnung gebot, dass ein dramatischer Dichter nicht vor dem vollendeten dreissigsten Jahr, also nicht vor der Zeit seiner Vollreife von der Szene aus zum Volk sprechen durfte. Die dramatische Volljährigkeit trat also zehn Jahre später ein als die sonstige politische. Überdies gehörte es zum Amt des Archonten, alle dramatischen Werke sorgsamer Prüfung zu unterziehen. Die angenommenen Stücke gelangten nur zwei- oder dreimal des Jahres vor versammeltem Volk zum Spiel, erlaubten aber dem Dichter ein lautes politisches Bekenntnis. Denn an einer bedeutenden Stelle des Dramas trat der Chor, während die begonnene Handlung im Hintergrund der Bühne stumme Fortsetzung fand oder ganz aussetzte, so nah wie möglich an die Zuschauer heran. Man nannte diesen spannenden Augenblick *Parabasis*. Der Koryphäos oder Hauptdarsteller entledigte sich seiner Maske und sprach plötzlich über die Angelegenheiten des Tages. Des öfteren war seine Rede durch die übrigen Szenen des Stückes vorbereitet, er-

klärt und bekräftigt. Dadurch verstärkte sich der tiefe Eindruck auf das Volk.

Um einer Kritik durch die Parabasis zu entgehen, verbot sie Perikles auf Antrag des Kinesias, sah sich aber nach drei Jahren gezwungen, die angestammte Gepflogenheit wieder zu gestatten. Der politische Einfluss des Theaters steigerte sich dann dermassen, dass Platon die athenische Republik eine Theatrokrateie nennen konnte.

Es ist gewiss höchst denkwürdig, dass Griechenlands berühmtester Komödiendichter Aristophanes diese politische Macht der Bühne als leidenschaftlicher Friedensfreund zu benützen gedachte und den Mut besass, in mehreren Stücken seinen pazifistischen Glauben mit grösstem Nachdruck zu vertreten. Zwar handelte es sich damals um den peloponnesischen Krieg, der ein Bruderkrieg genannt werden kann, doch nach der Meinung des Aristophanes ist jeder Krieg ein Bruderkrieg. Der Dichter vertritt grundsätzlich die Sache des Friedens. Im Gegensatz zu den meisten Tragödiendichtern, die auch die Schönheit des Krieges begeistert feiern, will er nur dessen Hässlichkeiten sehen und den Zuschauern zum Bewusstsein bringen.

Zur Zeit seiner politischen Aktion lag dafür manche Berechtigung vor. Die Ursache des ausgebrochenen Streites war kleinlich, der Anlass bedeutungslos, der Fortgang lag nur im Interesse einiger Demagogen, die im Trüben fischen wollten. Der scharfe Geist des Aristophanes erkannte die Gefahr der Phrasen, an denen sich seine Landsleute leicht berauschten, des unseligen Geschwätzes, das die Köpfe verwirrte und der Nationaleitelkeit, die sich an Stelle berechtigten Heimatstolzes breit machte. Mit den Waffen der Lächerlichkeit griff er alle diese Dinge an und schwang die Geissel des Wortes, sausend wie eine Herkuleskeule, gegen das Ungetüm blutigen Haders. Dazu gehörte nicht geringer persönlicher Mut. Nicht nur, weil es bloss eigens gearteten Helden möglich ist, mitten im Kampf die Sache des Friedens zu vertreten, ohne den Vorwurf feiger Friedlichkeit zu scheuen, sondern weil es lebensgefährlicher als ein Feldzug ausfallen konnte, sich mit der Kriegspartei in

Widerspruch zu stellen. Ein Friedensfreund wurde zum Beispiel zusammen mit seiner Gattin vom Pöbel gesteinigt. Vermutlich war das gemeine Volk von solchen angefeuert, in deren Interesse es lag, den Zwist möglichst lang auszuspinnen.

In wessen Interesse lag die Fortdauer des Krieges?

Die verhältnismässig einfache Struktur des sozialen Lebens erlaubte noch, es deutlich und einwandfrei zu erkennen. Der Vater der Komödie wies mit ausgestrecktem Drohfinger danach und verschaffte dem Publikum Klarheit über die Kriegswoller mit einer Aufrichtigkeit, die sich in den folgenden Jahrtausenden niemals wiederholte.

Die Auffassung des Aristophanes über die Wagschalen, in denen Krieg und Frieden ruhen, ist von verblüffender Einfachheit und auch darum, historisch wie philosophisch betrachtet, höchst merkwürdig. Er sieht, dass diejenigen, die einen Krieg wollen und naturgemäss wollen müssen, zu drei Arten von Menschen gehören. Erstens sind es jene, die dem Krieg wachsende Macht verdanken. Im damaligen Fall waren es die Volksführer Kleon von Athen und Brasidas von Sparta, die sich beide als Vaterlandsretter aufspielten. Wo es aber nichts zu retten gibt, fehlt auch die Notwendigkeit des Retters. Zweitens umfasst die Kriegspartei die gesamten eitlen Maulhelden, wie den Krieger Lamachus. Aristophanes schilderte ihn verliebt in seine Helmzier, seinen schrecklichen Gorgonenschild, und schuf mit dieser Gestalt das Vorbild des „miles gloriosus“ von Plautus und aller späteren Matamore oder Säbelrassler. Bei der dritten Gruppe aber beweist der Dichter seine grösste Keckheit und Kühnheit. Er rechnet die Waffenfabrikanten dazu, die selbstverständlich Geschäfte machen wollen mit ihren Pfeilen, Schwertern und wertvollen Rüstungen. Wird aber, wer solches anfertigt, kauft und im Besitz hat, nicht ganz von selbst durch das Wesen dieser Gegenstände dazu veranlasst, sich auch derselben zu bedienen, wie der Besitzer eines Schiffes damit fahren, der Herr eines schönen Weibes der Liebe pflegen will?

In der Komödie „Frieden“ lässt Aristophanes darum

folgerichtig die Fabrikanten von Pfeilen und Schildern, von Helmen und Kriegstrompeten Klage und Protest erheben, als man der Göttin des Friedens Opfer bringen will. Die Vertreter des Friedensgedankens schicken die Murrenden mit derben Witzen heim, indem sie ihre Waren zu Schleuderpreisen als verächtlichen Plunder für niedrigstehende Zwecke kaufen. Stolze Helmbüschel sollen zum Beispiel als Staubbesen verwendet werden. Hingegen triumphiert der Verfertiger von Sensen und Sicheln für den neugewerteten Landbau, und der Töpfer, der die Weingefässe dreht, den Rebensaft nach neuer Lese zu sammeln, denn freudig soll statt des Blutes nun der Wein fließen.

Wahrscheinlich konnte sich Aristophanes erlauben, als leidenschaftlicher Friedensfreund aufzutreten und jene aus persönlichem Interesse kriegerischen Leute zu geisseln, die ihre Heimat durch pseudopatriotisches Auftreten ins Unglück stürzten, weil sein welterschütterndes Lachen niemand verschonte, auch die Götter nicht, die sich nach seiner Ansicht töricht benahmen, auch die berühmten Zeitgenossen nicht, wie einen Sokrates, einen Euripides. Da befanden sich die verspotteten Kriegslustigen immerhin in guter Gesellschaft.

Der Dichter zwingt die Lacher auf seine Seite, indem er sie nach dem Geschmack der Zeit mit unglaublichen Wortspielen überschüttet. Obwohl er zur aristokratischen Partei gehört und die gefährlichen Lächerlichkeiten des Herrschers Demos beharrlich aufdeckt, reisst er das Volk mit sich fort und lehrt es, über die eigenen Schwächen zu spotten. Viele seiner Scherze und Anzüglichkeiten sind heute unverständlich oder über alle Massen unflätig, so dass sie heute ohne Wirkung bleiben, manche Szenen haben dagegen, wenn man sich richtig darauf einstellt, ihre überwältigend satirische Kraft behalten. Die politischen Komödien, wie die Wespen, die Ritter, Lysistrata, die Acharnier und der Frieden, sind sämtlich gegen die Phrasenspeise der Demagogen gerichtet. Besonders die beiden letzteren feiern im Gegensatz zu den Schlagworten der Volksführer wirkliche Glücks- und Friedensgüter auf derb hand-

greifliche Weise, wie sie auch Fischern und Schiffern, Landbauern und Handwerkern einleuchten mussten.

Mit Vorliebe malt er die Freuden guten Lebens im Gegensatz zu den Strapazen, die der Soldat aushalten muss, und dringt bis in den geheimsten Unsinn, der den wahren Ursprung des Kampfes bildet. Die „Acharnier“ erschienen im sechsten Jahr des peloponnesischen Krieges auf der Bühne, als in Athen die Pest Perikles hingerafft hatte und frevelhafte Spekulant^{en} den Krieg zu verlängern suchten, um Geschäfte zu machen. Die Partei der anständigen Leute wendete sich gegen die Hetzer, die sich nicht entblödeten, Barbarenkönige um Hilfe anzugehen, und Aristophanes leiht der Entrüstung Sprache durch grausam einschneidenden Witz. Das Elend des Kriegs, die Seelenerniedrigung, die solches Elend mit sich bringt, die Verzweiflung der Bauern, das Überhandnehmen korrupter Emporkömmlinge, die Unverschämtheit der verbündeten Barbaren, dies alles peitscht sein grimmer Humor phantastisch durcheinander. Er entlässt uns aber mit einer versöhnlich lustigen Szene, in der sich der Friedensanhänger zu leckerem Mahl rüstet, während sich Lamachos prahlerisch zu neuer Fehde wappnet. Der Sklave des einen schleppt Amphoren und Selchwaren herbei, der Sklave des anderen reicht seinem bramarbasierenden Herrn die gewiss grotesk übertriebenen Waffen und Wehrstücke.

In demselben derb handgreiflichen Sinn legt Aristophanes in der Komödie „Der Frieden“ die Güter des Friedens dem naiven Publikum dar und belacht zornig das Ungemach des Kriegs. Diesmal nicht ohne Erfolg. Denn bald nach der Aufführung des merkwürdigen Stückes bei den grossen Dionysien des Jahres 421 v. Chr. G. gelang es dem gemässigten Nikias, eine Versöhnung zwischen Sparta und Athen herbeizuführen. Allerdings waren Kleon und Brasidas gefallen, die bedeutendsten Feldherren und Kriegshetzer. Bis über den Tod hinaus verfolgt Aristophanes beide mit furchtbarer Rache. Er nennt sie die Stösser, die dem Kriegsgott gedient, um Griechenlands Städte in seinem Mörser zu zerstampfen. Seiner beiden Stösser ver-

lustig, verzieht sich der Kriegsgott, um andere mörderische Werkzeuge zu holen. Diesen Augenblick benutzt der Friedensfreund Trigaeos, um die in einer Gebirgshöhle gefangen gehaltene Göttin des Friedens zu befreien. Laut Aristophanes haben sich die Olympier überhaupt entfernt, weil ihnen die ganze Sache zu dumm ist, bis auf Hermes, den Diebsgott, der zurückblieb, weil nach Ansicht des Dichters im Krieg die Ordnung flieht und jeder Gauner Recht behält.

Trotz des Unwillens des Hermes, der in seiner Eigenschaft als Schutzgott der Langfinger zuerst für den Krieg eintritt, gelingt es Trigaeos mit Hilfe von Bauern aller Landschaften, die Friedensgöttin zu befreien. Ihre Erlösung feiert der eben noch grobe Satiriker mit zart empfundenem lyrischen Lob und beschreibt ruhig idyllisches Dasein mit lockenden Tönen, lockend wie die Schalmel:

„Wie schön ist der Anblick dieser Arbeiter des Feldes! Einig und fest sehe ich sie aneinandergefügt wie das Mehl im süßen Kuchen, wie Gäste an der Tafel des Festes. Nichts gleicht meiner Sehnsucht, das fromme Werkzeug zu schultern und meines Feldes zu warten. Freunde, denkt an die alten Segnungen des Friedens, an die süßen Feigen, die frischen, und an die noch süßeren sorgsam gedörrten, an den Schatten der Myrten, an den Heiterkeit spendenden Wein, an die Teppiche von Veilchen dort am Ufer des heimischen Quells, an die Frucht des Ölbaums! Das sind die Güter, die ihr dankbar empfangen sollt von der hohen Göttin des Friedens!“

Dann geht Aristophanes zu derberen Lockmitteln über — er kannte sein Publikum nur zu gut —, und stellt den Friedensfreunden Schlaraffenland in Aussicht. Mit seligem Schmausen und Trinken klingt sein oft unterbrochenes Friedensfest aus, nachdem er die Kinder, die noch aus alter Gewohnheit Kriegslieder singen, zu idyllischen Weisen bekehrt hat. Die Orakelsprüche eines wichtig tuenden Priesters werden verlacht und seine pessimistischen Sprüche zurückgewiesen, mit denen er das frohe Opfer zu stören gedenkt und die Notwendigkeit des Krieges beweisen will.

Umsonst kräht jetzt der als alter Narr verspottete Seher: „Du wirst keinem Krebs das Vorwärtsgehen lehren! Du wirst keinen Igel glatt und sanft machen.“ Dem Unglückspropheten, der behauptet, nie würde sich der Wolf einem Mutterschaf in Brunst gesellen, antwortet Trygaeos mit dem Spruch Homers:

„Sie haben die feindlichen Nebel vertrieben und haben ihre Arme dem Frieden geöffnet.“

Den Versprechungen friedlich frohen Schmausens, die Aristophanes den Athenern vor allem preisen zu müssen glaubte, würden spätere Friedensfreunde, die etwa spätere Kriegsparteien mit Komödien belehren wollten, idealere Hoffnungen zufügen. Sie könnten von friedlichen Eroberungen sprechen, von Siegeszügen der Erfinder, Entdecker, Ärzte, Philanthropen und Künstler.

Vielleicht würden sie wie Goethe in „Hermann und Dorothea“ ein ernst verklärtes Friedensglück auf dem dunklen Hintergrund vergangener oder noch in der Ferne grollender Schrecken malen:

„Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum...
Dies ist unser! So lass uns sagen und so es behaupten...
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht und wir erfreuten uns alle des Friedens.“

Aber bis jetzt haben sich unter den Komödiendichtern keine Nachfolger des Aristophanes gefunden.



Was ist denn dieses ganze Europa anderes als ein Land voll von Dorfgemeinden, die seit den Kreuzzügen und noch viel länger den gleichen Einflüssen unterliegen? So sind auch unsere glorreichen Kriege nichts anderes als Raufereien von Nachbardörfern. Sie entstehen aus gegenseitigem Verkennen, im Rausch mit grosssprecherischen Reden; sie enden mit zerbrochenen Fensterscheiben, Schaden, Verwüstung, blutigen Köpfen, und man kann nur hoffen, dass der gesunde Menschenverstand aller sie mit der Zeit unmöglich machen wird.

Carlyle.

Die Wehrfreiheit wegen Gewissensbedenken.

Die Tatsache, dass das englische Wehrgesetz eine Befreiung für diejenigen offen lässt, welche Gewissensbedenken tragen, einen Menschen zu töten, hat niemanden gewundert, der den Respekt Alt-Englands für die Gewissensfreiheit des Individuums kennt. Hat doch auch das englische Impfgesetz eine Ausnahme zugunsten des Vaters, dessen Gewissen ihm nicht gestattet, sein Kind impfen zu lassen! Aber die Nachricht, dass man „aus Gewissensbedenken“ auch den Schrecken des modernen Krieges soll fern bleiben können, ist in den militärischen Kreisen Europas mit Lächeln und Kopfschütteln aufgenommen worden. Mit Lächeln von denjenigen, welche darin einfach einen englischen „cant“ erblickten; man wird ihnen schon die Bedenken auszutreiben wissen, dachten diese Skeptiker. Mit Kopfschütteln von denjenigen, welche den sittlichen Ernst der Quäker und ähnlicher Sekten zu würdigen wissen. Welch schwerer Kampf zwischen innerer Freiheit und äusserer Gewalt! Wer soll beurteilen, ob die Gewissensbedenken ernst zu nehmen sind? Simulieren ist da noch leichter als bei Kopfschmerzen oder Magenkrämpfen. Wird doch Wahnsinn selbst simuliert, um den Schrecken des modernen Schlachtfeldes zu entgehen. Und es bedarf gar keiner Simulation. Welcher normale Mensch hätte nicht einen Abscheu vor dem Blutvergiessen? Auch in Ländern, wo diese Ausnahme nicht besteht, gibt es Menschen, die absolut kein Blut vergiessen; die Kommission des allgemeinen Frauentages im Haag hat festgestellt, dass es bei allen Armeen einzelne gibt, welche immer in die Luft schießen, um ihr Gewissen nicht zu belasten. Hätte man diesen die Ausnahme wegen Gewissensbedenken freigestellt, so würden sie davon Gebrauch gemacht und zahlreiche Nachahmer gefunden haben. Und wie vertragen sich überhaupt Ausnahmen, die in die freie Willkür des einzelnen gestellt sind, mit dem Prinzip der Pflicht, der allgemeinen Pflicht zur Vaterlandsverteidigung? Kann die Frage der Beteiligung oder Nichtbeteiligung an der Abwehr einer allgemeinen Gefahr in das Gutdünken des einzelnen gestellt werden? „Auf Grund dieses Gesetzes“, meint ein Engländer im „British Weekly“ vom 13. Juli, „braucht jemand, der sich der Kriegspflicht entziehen will, nur die Hand zu heben und zu rufen: ‚Gewissensbedenken‘. Ebenso könnte er kopfschüttelnd

murmeln: „hm, hm!“ und dadurch frei sein. Nach dieser Ausnahme bleibt die Nation, welche einen allgemeinen Zwang zum Kriegsdienst einführen wollte, auf die Freiwilligen angewiesen.“

Die Erfahrung hat das Gegenteil bewiesen. In England sind bekanntlich die Sitten stärker als die Gesetze, und der scharfe Tadel der öffentlichen Meinung ist wirksamer als alle Strafen und obrigkeitlichen Zwangsmittel. Die leitenden Staatsmänner Englands aber haben es verstanden, aus diesem Krieg, in welchem England der einzige Staat ist, dessen Bürger sich nicht als Angegriffene fühlen können, einen Volkskrieg zu machen, indem sie den deutschen Angriff auf Belgien, die Greuelberichte, die Kriegführung mit Zeppelins und Unterseebooten zur Aufpeitschung der Volksleidenschaften benutzten. Der soziale Druck auf wehrfähige Männer ist infolgedessen fast unwiderstehlich geworden; als Beispiel möchten wir erwähnen, dass sich die Schüler weigern, sich von Professoren unterrichten zu lassen, die wegen Gewissensbedenken frei geworden sind. Eine ähnliche Pression übt die gesamte Weiblichkeit auf die Jungmannschaft. So ist es gekommen, dass von den anfangs allein verpflichteten ledigen Männern nur etwa 10,000, später von den verheirateten noch etwa 15,000 wegen Gewissensbedenken die Befreiung anstrebten. Also im ganzen 25,000 auf 5 Millionen wehrfähiger Männer oder einer auf 200! Das geringste Nachlassen in der Strenge der Anforderungen bei der Assentierung würde genügen, um diesen Ausfall hereinzubringen, auch wenn allen Bewerbern die Befreiung bewilligt würde.

Dazu aber fehlt viel. Die Würdigung der Gewissensbedenken wurde nämlich besonderen Gerichtshöfen zugewiesen, und diese bewilligen die Befreiung so selten, dass der „Local Government Board“ neue Instruktionen erlassen musste, welche aber in der Praxis auch nicht eingehalten werden. Dabei verfahren die Gerichte nicht selten während der Verhandlung geradezu brutal mit den Dienstverweigerern. So wurde einem Professor des grossen Reichsgymnasiums von Harrow von einem Richter öffentlich gesagt, er würde verdienen, über die Knie gelegt und geprügelt zu werden. Noch härter ist das Vorgehen der Kriegsgerichte.

Die Presse sekundiert den Gerichten in wirksamer Weise. Die sarkastischen Bemerkungen der Militärvertreter werden mit beifälliger Ausführlichkeit, die Begründungen der Gewissensbedenken in missgünstiger Kürzung und Entstellung veröffentlicht, so dass der „Labour Leader“ die Behauptung aufstellen konnte, es gehöre mehr Mut zur Anmeldung von Gewissensbedenken als zum Abgehen an die Front. Noch mehr trifft

dies für die nachherige Behandlung zu. Das Gericht weist nämlich selbst im Falle der Befreiung dem Kandidaten eine unblutige Dienstleistung zu, die mindestens ein ebenso grosses Opfer darstellen und ebenso gemeinnützig sein soll, wie der aktive Kriegsdienst. Ganz England überbietet sich in Vorschlägen für diese „Alternative“, die möglichst wenig verlockend sein darf. Kanalräumen ist noch das Anziehendste; dabei sind wenigstens militärische Brutalitäten ausgeschlossen. Aber wo der Betreffende durch die „Alternative“ unter die Faust von oft subalternen Militärs gerät, wird er in jeder Weise gequält, wird schlecht ernährt und untergebracht, so dass feuchte Räume ihn zu bösartigem Rheumatismus verdammen und die konsequente Rücksichtslosigkeit selbst schon Todesfälle zur Folge gehabt hat. Im Parlamente wurde der Brief eines Mannes verlesen, der sich dem Wahnsinn nahe fühlte, und ein Major benahm sich dabei so, dass Morel ihm antworten konnte: „Ja, das ist's gerade, was das ehrenwerte Mitglied wünscht. Er möchte diesen Mann zum Wahnsinn treiben.“ Gelegentlich finden sich auch militärische Aufsichtspersonen, denen die Verfolgten das Zeugnis ausstellen, als vollendete Gentlemen behandelt zu haben. Andererseits hat Lord Kitchener selbst loyalerweise konstatiert, dass gemarterte Gefangene, ihrer Theorie des Nichtwiderstandes getreu, sich weigern, ihre Quälgeister zu denunzieren und der Bestrafung zuzuführen.

Es fehlt natürlich auch nicht an verständigen und humanen Entscheidungen der Gerichte. The „Manchester Guardian“ berichtet von einem verheirateten Farmer, der einfach an seiner Stelle gelassen wird, mit der einzigen Verpflichtung, seinen derzeitigen Viehstand im Interesse der Fleischversorgung während des ganzen Krieges unvermindert zu erhalten. In derselben Nummer wird aber auch als ein vexatorisches Urteil berichtet, dass ein Mann, der seine gewöhnliche Arbeit (mit einem Lohn von 50 sh. wöchentlich) mit einer als staatlich wichtig anerkannten bei 26 sh. Lohn vertauschen will, dies nicht bewilligt erhält, weil er dabei in seiner Heimat Manchester bleiben könne, daher das Opfer nicht schwer genug sei! Als ob es sich um eine Busse und nicht um ein Äquivalent im Staatsinteresse handeln würde!

Theoretisch besteht sogar die Gefahr der Verurteilung zur Todesstrafe durch das Kriegsgericht.

Hierüber findet sich im „Labour Leader“ vom 27. April 1916 eine interessante Korrespondenz zwischen John Arnott, Sekretär der „Independent Labour Party“, und H. J. Tennant, Unterstaatssekretär im Kriegsministerium. Der letztere erklärt, dass der Gewissensbedenker, welcher ablehnt, an

der Front zu dienen und in einer arbeitenden oder kampflosen Gruppe Dienst nimmt, nicht zum Kampfe gezwungen werden kann. Gefragt, ob jemand, der wegen absoluter Dienstverweigerung eingesperrt worden ist und nach verbüßter Strafe den Dienst wieder verweigert, als Deserteur erschossen werden könnte, antwortet der Vertreter des Kriegsministeriums erst auf eine zweite Anfrage, er habe zu seiner früheren Erklärung nichts hinzuzusetzen. Doch sei es „höchst unwahrscheinlich“, dass in solchen Fällen „die äusserste Strafe vollzogen würde“. Jedenfalls wird den verhafteten Dienstverweigerern das Erschiessen von den Gefängniswärtern nicht selten in Aussicht gestellt.

Natürlich fehlt es auch nicht an Gegenoffensiven der Antimilitaristen. Die No-Conscription-Fellowship veranstaltet unermülich Protestversammlungen und Demonstrationen der Antimilitaristen. Besonders ehrenvoll für das englische Volk ist, dass das Verlangen nach fair play für die Gewissensbedenken oft auch von solchen Mitbürgern ausgeht, die persönlich auf dem entgegengesetzten Standpunkt stehen. Eine Versammlung von 118 nonkonformistischen Geistlichen spricht sich für die Dienstpflicht aus, verlangt aber dieselbe Hochachtung für den, der aus Gewissensbedenken den Dienst verweigert, wie für den, der ihn aus Gewissenspflicht leistet. Rev. M. Meyer, ein feuriger Prediger im Dienste der freiwilligen Anwerbung, geht gleichwohl persönlich an die Front, um zum Schutze der gewissensbedenkenden Dienstweigerer etwaiges Unrecht der Militärbehörden zu denunzieren. Der „Nationalrat der freien Kirche“ verlangt in einem Schreiben an den Ministerpräsidenten die ausschliessliche Zivilgerichtsbarkeit für solche Fälle und ein Appellgericht.*) Liberale Blätter, wie „The Manchester Guardian“ und „The Nation“ ehren ihre Traditionen durch Verteidigung der Gewissensfreiheit. Auch die „Times“ vom 17. Oktober hat ihre Spalten einem Schreiben des einflussreichen Lord Hugh Cecil gegen die Brutalisierung von „Gewissensbedenkern“ geöffnet, und dieses Eingesendet hat auf die öffentliche Meinung einen um so tieferen Eindruck gemacht, als man nach einer feinen Bemerkung des „New Statesman“ vom 21. Oktober herausfühlte, dass Lord Cecil selbst innerlich von Gewissensbedenken gegenüber den Gewissensbedenken in dieser Sache nicht ganz frei ist. Aber ist diese Ausnahme einmal vom Gesetze zugelassen, so soll sie auch von Gerichten und Militärs loyal durchgeführt werden. Im ganzen verträgt sich also die Gewissensklausel mit der allgemeinen Wehrpflicht, weil die Klausel streng gehandhabt, diese Strenge selbst aber von dem Freiheitssinn der Nation kontrolliert wird.

*) „Foi et Vie“ v. 16. Nov.

Einen interessanten Beitrag zu dieser Frage hat übrigens letzthin auch Neuseeland geliefert. Dort wurde dem Parla- mente ein Gesetzentwurf mit allgemeiner Wehrpflicht und Gewissensklausel vorgelegt; diese aber gilt nur zugunsten der- jenigen, welche nachweisen können, dass sie schon fünf Jahre lang einer Sekte angehören, die den Kriegsdienst verbietet.

Dies wäre eine praktische Lösung der Frage, welche in „The Christian World“ eingehend erörtert worden ist, ob man nicht fordern müsse, dass der vom Kriegsdienst zu befreiende Aus- nahmensch sein ganzes Leben lang sich konsequent als ein Mann von besonders strengem Gewissen gezeigt habe. Mit Recht hatte der berühmte Theologe Clifford dagegen ein- gewendet, dass man weder dem Staate noch irgend einer äusser- en Autorität das Recht zuerkennen dürfe, das individuelle Gewissen gelten zu lassen oder nicht. „Denn dadurch würde man jene unbedingte Überzeugungstreue zerstören, welche der Nerv alles menschlichen Fortschritts und der Gesundheitsquell der Nationen ist ... In dieser Stunde äusserster Gefahr für alle von unseren Vätern erkämpften Freiheiten ist es gerade diese ausdrückliche Anerkennung der Rechte des Gewissens durch das Wehrgesetz, welche uns ermutigt, zu glauben, dass wir den Krieg gewinnen werden, ohne selbst jenem Militarismus zum Opfer zu fallen, gegen den wir diesen Krieg führen.“ Da- gegen ist Reverend A. Pringle der Ansicht, es wäre oft sehr leicht möglich, die Aufrichtigkeit der Gewissensbedenken auf die Probe zu stellen. Wer auf Grund der Bergpredigt den Widerstand gegen das Übel nicht für erlaubt halte, der müsse doch auch mit jenen Stellen der Bergpredigt Ernst machen, welche das Anhäufen von Schätzen verbieten. Wer aber darauf bestehe, mehr als ein genau zu bestimmendes bescheidenes Ver- mögen zu behalten, müsse sich gefallen lassen, dass man von ihm denselben Pakt mit seinem Gewissen auch zugunsten seiner Kriegspflicht gegen das Vaterland verlange. Andere werfen gar die delikate Frage auf, wie man Gewissensbedenken von blosser Antipathie gegen das Töten von Menschen unterscheiden solle. Hier würde wieder einmal der Richter einer streng philosophi- schen Frage gegenüberstehen: Worin besteht das Wesen des Gewissens?

Ein grosser Jurist hat diese Frage vor Jahrtausenden theo- retisch und praktisch beantwortet. „Was immer unsere ‚verecundia‘ so verletzt, dass wir es gar nicht tun können, ist dem physisch Unmöglichen gleich zu achten“, lehrte Papinian, und er hat seine Lehre mit dem Tode besiegelt. Als der Kaiser Caracalla seinen Bruder Geta hatte töten lassen, verlangte er von Papinian eine juristische Rechtfertigung für seine Tat.

Der grosse Rechtsgelehrte lehnte diese Zumutung mit den Worten ab: „Es ist leichter, einen Brudermord zu begehen, als ihn zu verteidigen.“ Worauf der gekrönte Brudermörder ihn hinrichten liess, und zwar zum Hohne für den Juristen mit einem ungesetzlichen Instrument, dem Beile. Papinian war seinem Wesen nach ein „conscientious objector“. In ehrfurchtsvoller Erinnerung an die grossen historischen Taten der Gewissenshelden verlangt denn auch der greise Edw. Carpenter in seinem jüngsten Schriftchen „Never again“ Respekt für die „conscientious objectors“ der Gegenwart, obwohl er ein Gegner ihrer Theorie ist: „Dennoch habe ich,“ so erklärt er, „für die echten Gewissensbedenker — und es gibt deren eine grosse Zahl — die aufrichtigste Hochachtung und halte sie in allen Ehren. Mag der eine oder der andere beschränkt sein oder närrisch erscheinen — so ist nicht selten das Gewissen —, wir dürfen doch nicht vergessen, wie oft die grössten historischen Umwälzungen gerade von solchen Leuten ins Rollen gebracht worden sind. Sie waren es, die sich zuerst dem römischen Sport der Gladiatorenkämpfe widersetzt haben; Sonderlinge dieser Art haben auch seinerzeit aus Gewissensbedenken auf der gebrechlichen „Mayflower“ den Ozean durchquert und drüben die grosse Republik von Stapel gelassen. Vielleicht sind gerade diese närrischen „conscientious objectors“ berufen, die herrliche Saat auszustreuen für eine grosse europäische Bewegung gegen das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, ohne welches der Krieg in dieser furchtbaren Gestalt gar nicht möglich wäre ...“ Auch hier hat Jung-England bereits dem Fortschritte die Bahn gebrochen: Australien hat die allgemeine Wehrpflicht durch Volksabstimmung abgelehnt und damit für seine Bürger den furchtbarsten Gewissenskonflikt des modernen Menschen aufgehoben.

S. F.



Bewissen und Disziplin.

Wenn Sie tief genug in die menschliche Seele eindringen, so kommen Sie bei jedem von uns unfehlbar schliesslich auf eine Schicht, bis zu welcher die Disziplin nicht mehr reicht, noch auch irgend ein anderes Mittel äusserer Beeinflussung. ... In Gewissenssachen ist es völlig nutzlos, die Autorität der Verfassung anzurufen oder feine juristische Definitionen auszuklügeln und mit Strafen und Schmerzen zu drohen. Sind einmal die Gewissen der Menschen erweckt, so kann das alles zusammen nicht ein Jota daran ändern....

*Feldmarschall Lord Roberts,
zitiert im „Cambridge Magazine“ v. 12. Feb. 1916.*

Träume, die der Erfüllung harren.

Von ROSE SILBERER.*

Es war um die Weihnachtszeit 1914. Ich war fast niedergebrochen durch den Krieg.

Ich fühlte immerwährend schmerzhaft: niemals mehr in unserem Leben kann man uns genug Liebe geben, um uns diese Zeiten des Hasses vergessen zu machen ... Wenn die Toten an uns, die Lebenden denken, wie unruhig muss es dann jetzt bei den Abgeschiedenen zugehen, die voll Angst unsere Angst begleiten und uns nicht raten können, trotzdem sie wissen, wie zu raten wäre. Der Krieg scheint nicht nur auf der Erde zu wirken; es vibriert im ganzen Luftreich vom unhörbaren Jammern der Toten um ihre Lieben in grenzenloser Gefahr. —

Einmal dachte ich bitter: die Menschen reden zu viel von der erhebenden Wirkung des Krieges. Solange aber die Menschheit nur durch solche Gewaltmittel veredelt werden kann, ist es noch traurig um sie bestellt. — Dann wieder hatte ich Erbarmen mit unser aller Qual, und Tag und Nacht war in mir nur ein Wort: Gutsein, Gutsein. Das ist das einzige was uns helfen kann. —

Da sagte ein Freund zu mir: „Ich werde Ihnen etwas schenken, davon Sie wieder freudigen Mut bekommen sollen. Nur kann ich es Ihnen nicht zum 24. Dezember ins Haus schicken. Kommen Sie aber mit mir. Ich führe Sie dorthin, wo Sie das, was ich Ihnen geben möchte, in

* Wir veröffentlichen hiemit die Einleitung zu einem Manuskript, in welchem die Wiener Bildhauerin ihrem Schmerze über den versunkenen Boden der internationalen Kunst Ausdruck gibt und in sozialem Empfinden Erlösung sucht. Der Abdruck des ganzen Manuskriptes (etwa 5 Druckbogen) würde uns um so mehr freuen, als die Künstlerin zu ihrem Führer den ausserhalb Österreichs noch lange nicht nach Verdienst bekannten greisen Voltairianer und Sozialphilosophen Joseph Popper (Lynkeus) erkoren hat, dessen Werke für jeden Leser eine wahre geistige und seelische Bereicherung bedeuten.

Empfang nehmen können. — Wissen Sie, dass ich sehr verschwenderisch sein werde! Denn ich mache Ihnen zwei der grössten Güter, die ich in Wien besitze, zum Geschenk: die erhabene Schönheit eines Kunstwerkes, und den freundlichen Zuspruch eines der besten, edelsten Männer, die in unserem Jahrhundert leben.

Heute nachmittag also werde ich Ihnen die Stephanskirche in ihren verborgensten Wundern zeigen, — und nachher werden wir zu Josef Popper gehen. Meine Gabe wird so das Schönste und Gütigste dieser Stadt vereinen. Sie sind immer von Wien abwesend, Sie kennen es nicht. Auch der Stephansdom ist Ihnen nicht lebendig geworden. Sie kennen Nôtre Dame und St. Peter, die Westminster-Abtei und die Kathedrale von Siena. Lassen Sie mich Ihnen heute die einzigartige Pracht unseres heimatlichen Wahrzeichens schenken. Der grandiose Künstlerwille, der diese Steinmassen aufgerichtet und geregelt hat, wird Sie beruhigen. — Von dort dann zu Lynkeus. Von dem haben Sie auch wohl noch nicht gehört? Lynkeus, so nennt sich Josef Popper, den man als einen der Lehrer der zukünftigen Menschheit bezeichnen kann.

Ich sah den Sprecher fragend an: „Lehrer der zukünftigen Menschheit?“

„Nun, Sie werden mich in dem Momente, wo Sie seine Bücher lesen, verstehen. Sie werden mich verstehen, weil Sie an diesem Krieg so sehr leiden, wie Sie früher an der Armut Ihrer Mitmenschen gelitten haben, auch an ihrer seelischen Blindheit, ohne helfen zu können.

Wenn man aber ihn, Lynkeus, hören wollte, so würde viel, viel Schmerz verschwinden. Er bannt mit den klarsten, einfachsten Worten, wie mit Zaubersprüchen das Leid des Krieges, die Qual des Elends, — und die zukünftigen Generationen werden sich nach ihm richten. Deshalb nenne ich ihn ihren Lehrer. Er schreibt für die erwachten Menschen.

Aus dem stillen Gesicht des Greises wird Ihnen ein grosser, innerer Frieden entgegenstrahlen. — Das schenke ich Ihnen als das Beste, dass jemand existiert, der den Mut

hat es auszusprechen, wie dem Krieg vorzubeugen und der Armut zu steuern wäre, — es wird Sie über die böse Aktualität hinwegtragen.“

Wir gingen zuerst in die Stephanskirche. Die wunder-vollen gemalten Kirchenfenster, die verwitterten Stein-arabesken, der geheimnisvolle Schein der vielen Kerzen in den Seitenkapellen, der ganze gotische Reiz erschütterte mich. Es war schön, aber ich konnte dessen nicht froh werden, und hätte die verbundenen Soldaten, denen wir draussen begegneten, bitten mögen: Verzeiht uns! Die Kunst hatte nicht wie sonst mit elementarer Gewalt auf mich gewirkt. — Jetzt will ich zu dem „Alten vom Berge.“ Mit diesem Namen nannte ich plötzlich den, der mir nach den Andeutungen meines Begleiters aus der Ferne wie ein wundertätiger Einsiedler vorkam. Vielleicht kann er mich heilen. —

Ich wüsste nicht den Weg zu erklären, den wir zu ihm gefahren sind, denn ich fieberte, wie alle Tage vorher, seit dem Ausbruch des Krieges. Ich fieberte in dem Gedanken: es ist Krieg — und niemand hat ihn verhindert. Der Wagen hielt endlich gegenüber einem kleinen Gebäude, welches beinahe wie ein Schilderhäuschen, den Eingang zu einem grossen Park bedeutet. Auf der Villa steht in griechischen Lettern die Inschrift: Freue Dich. Durch den weiten Park mit dem verschlafenen Kaiserschloss — es war Schönbrunn — ging es dann hindurch. Auf einmal befand ich mich in einem Zimmer hoch oben in einer Art Gartenhaus. Bilder von Mozart und Confuzius hingen an den Wänden.

Der „Alte vom Berge“ lag krank auf dem Divan. Er empfing uns mit der teilnehmenden Liebenswürdigkeit, die den alten kranken Philosophen von Ferney ausgezeichnet haben soll. Ich weiss nicht mehr wovon wir sprachen. Vielleicht von den paar hundert hohen Menschen, die es doch sicher in der Welt gibt, — die aber jetzt schweigen, weil der Schlachtenlärm zu laut tönt. Es mussten wohl heitere, liebe Worte gewesen sein, denn ich ging unbewusst getröstet die Stufen hinunter, als wir das Zimmer mit den Bildern Mozarts und Confuzius' verliessen. Aber

wie sollte mir das über den Krieg hinweghelfen, dachte ich bekümmert.

Da nahm ich den nächsten Tag die Bücher von Lynkeus her. Ich blätterte sie durch und las — und las dann ohne aufzuhören, tagelang. Durch sie wurde mir der Besuch, jenseits von Schönbrunn, zu einem Erlebnis. Als ich im Lesen innehielt, um mich zu sammeln, erkannte ich, warum man mich zu ihm gebracht hatte: damit ich mich an seine freundliche Ruhe erinnere, wenn mich Ungeduld erfasst und Bitterkeit überwallt, dass die menschlichen Zustände noch nicht nach seinen wunderbar systemisierten Plänen geordnet sind, nicht wenigstens bald geordnet sein werden. Dass dieses Erlebnis in die Kriegszeit fiel, war beinahe wie vorherbestimmt, denn nur in die Kriegszeit gehörte es hinein. Ein andermal hätte ich diese Schriften vielleicht, — aber auch nur vielleicht, — lauer gelesen. Jetzt aber brannten sie wie Feuer. Sie sind aufregender als alles was man lesen kann, und sind doch ganz leidenschaftslos und ohne Emphase. Nur handeln sie vom Hunger und vom Gedrücktsein der Menschen. Ich las ohne Absetzen und zitterte als ich die Lektüre weglegen musste.

Erstaunt Ihr, dass man sich heiss und blass und rot lesen kann an Essais, die von Moral und Politik, von Ethik und Soziologie handeln? Fast auf jeder Seite habe ich etwas zum Aufzeichnen gefunden. Alles was diese letzten Monate zerwühlte, wird darin berührt und erwogen. Bis jetzt, bis zum Krieg ging alles ja ungefähr hin; man war oder stellte sich blind; nichts war ganz offenkundig. Der Krieg hat aufgedeckt, und es ist furchtbar, in diesem Hass zu leben. —

Immer, wenn ich an der Menschheit verstimmt bin, kommt mir ein Tag in den Sinn, den ich am tyrrhenischen Meer — dort wo es beinahe schon griechisch ist, gegen das Kap der Circe zu — verbrachte. Irgendein Unkontrollierbares in mir macht, dass ich gleichzeitig immer an befreite, wahrhafte und heitere Menschen der Zukunft denken muss. Diese Menschen stelle ich mir vor, die das Wundervolle,

das in jedem Menschen lebt, ganz erfasst haben, und sich scheuen werden, einander anzutasten. Dann wird mir wieder froh und heilig zu Mut, wie an jenem Tag am blauen sonnengesättigten Golf. Ebenso war mir bei den Worten von Lynkeus.

Lest diese Bücher, meine Gefährten auf der Erde! Ihr, die Ihr besser und geraderdenkend werden wollt! Ihr, Gefährten mit dem Wunsch zu freudigerer und höherer Gesinnung! Vom Kaiser und Minister angefangen, lest! Ich möchte hingehen zu dem, der den Titel Cäsar führt und ihm in goldenem Einband die Ideen der Zukunft bringen.

Es sind nüchterne Vorschläge — und man wird schwindlig davon.

Popper sagt: „Die Wurfweite einer Kanone beträgt höchstens zwei Stunden, die Wurfweite einer Idee reicht bis in späte Generationen“ — und weiter: „In der Kulturgeschichte sind Ideenmenschen die gesetzgebenden Faktoren, die Politiker und Staatsmänner die ausübenden.“

Was er von Voltaire rühmt, gilt von ihm: „er sah besser als irgend jemand die Leiden des Lebens und strebte mehr als irgend jemand in der neueren Zeit sie zu verringern. Er empörte sich und uns gegen die Erniedrigung der Menschen.“

Eine Ahnung der Reformen von Lynkeus geben zu wollen, dazu müsste ich die Bücher abschreiben. Lest!

Selbst bei den Stellen, wo man noch befangen oder anderer Meinung, ihm nicht zu folgen weiss, oder nicht folgen will, wird man seines furchtlosen Auftretens sich freuen. Lest!

Aber was ich jetzt wahllos herausgreife, rufe Euch zu: so ist der Mann, der nachgedacht hat wie zu helfen wäre.

Lynkeus spricht: „..... ich habe das Gefühl, dass bei jedem der höhere Mensch überhaupt erst dann anfängt, wenn er sich irgendeine Aufgabe zu nichtpersönlichen Zwecken stellt, sei diese auch noch so unscheinbar. Eine solche Aufgabe mit Beharrlichkeit verfolgen, ist das Realste und zugleich Idealste, das sich denken lässt.

Es wird kaum genug gewürdigt und verstanden, wie viel Grosses in dieser Aufgabe steckt, scheinbar so prosaisch und doch von so tiefer Bedeutung. Denn in der strengen, sogar gegen sich selbst unerbittlichen Pflichterfüllung liegt im Grunde die Anerkennung der andern Menschen, als mit uns selbst gleichartigen Existenzen, denen wir ja eben durch die Erfüllung unserer Pflichten wohltun wollen, so gut wie uns selbst. Infolge seiner Abstraktheit steht dieses Gefühl hoch über der Liebe zu irgendwelchem Menschen. Scheinbar gefühllos, ist also Pflichterfüllung in ihrem Wesen eine bedeutende und starke Empfindung, denn nicht aus Gründen des Verstandes erfüllt man seine Pflicht.“

Anderwärts heisst es: „Denn über allem anderen steht Güte“ ... Dabei verweilt er mit Nachdruck: „Wenn ich so oft auf die Eigenschaft der Güte zurückkomme und auf sie ein so grosses Gewicht bei Beurteilung eines Menschen lege, so geschieht dies zu dem Zwecke, um auf das Grosse aufmerksam zu machen, das in dieser Eigenschaft liegt, und die unrichtige Auffassung zu korrigieren, welche Güte als etwas Untergeordnetes ansieht, das gegen Genie, Energie, Gelehrsamkeit nur von geringerer Bedeutung ist.“

Aufs Geratewohl zitiere ich weiter: „Die Achtung vor der Existenz menschlicher Individuen muss als oberste ethische Maxime jede andere beherrschen, und das gemeinsame Band sein, das alle Menschen der Erde umschlingt. Jene Achtung aller Existenzen muss auch die Basis alles Völkerrechts bilden.“ „Erst wenn — ausser im Falle der Notwehr — die Achtung vor der physischen Integrität jedes einzelnen Menschen so hoch gestiegen ist, dass alles andere dagegen für nichts gerechnet wird, kann man von einer erreichten ethischen Kultur sprechen.“ — „Es wird von dem ‚unendlichen Wert der Menschenseele‘, von des Menschen ‚moralischem oder intellektuellen Wesen‘ geschrieben, und all das lässt man zugrunde gehen, wenn das intellektuelle Wesen — kein Geld auf Brot hat! Nicht ein einziges ‚Ebenbild Gottes‘ dürfte man verkümmern lassen, man müsste alles andere stehen und liegen lassen, um es zu retten, und doch findet man es

überspannt, ja lächerlich, wenn — wie hier — verlangt wird, dass in einem gesitteten Staat nicht ein einziges Individuum der ökonomischen Fürsorge entgehen dürfe, ohne dass erst die Bedingungen einer Armengesetzgebung oder Altersversicherung erfüllt zu sein brauchen.“ —

In seinem ökonomischen Programm wird die Versöhnung von Individualismus und Sozialismus geboten, jenes Rätsel der Sphinx, welches die moderne Menschheit lösen muss, wenn sie nicht untergehen soll. Es wird die gleiche Versorgung aller menschlichen Individuen mit den zu Gebote stehenden und zum Leben ökonomisch notwendigen Gütern als erreichbar angezeigt. Jeder Mensch hätte die Pflicht, einige Jahre an der Erzeugung der notwendigsten Lebensgüter für alle mitzuarbeiten, dafür aber hat er auch während seines ganzen Lebens ein Recht auf das Existenzminimum, das heisst, auf die Mittel zu einem einfachen gesunden Leben. Also für das Existenzminimum und die Produktion der dazu notwendigen, also der wirklich notwendigen Güter die strenge Ordnung des Sozialstaates; für die Güter des freien Genusses die freie Arbeit. Ist das nicht geradezu das Ei des Kolumbus auf dem Gebiete der sozialen Gedanken? Wer sieht nicht, dass die neueste Tat der deutschen Kriegführung, die allgemeine Zivildienstpflicht, die praktische Erprobung dieses Popperschen Gedankens ist, der vor einem Menschenalter ausgesprochen wurde. Und die Folgen: „Mit Hunger und Sorge hätte es ein Ende. Hiezu käme noch eine Sittigung der inneren und äusseren Politik, denn viele Kämpfe und Kriege werden aufhören, wenn die ökonomische Existenz aller Staatsangehörigen gesichert ist. Dann kann man zu hoffen wagen, dass, wenn die Menschen in ökonomischer Beziehung gänzlich sorgenfrei sein werden, der im menschlichen Charakter liegende gute Teil desselben ungleich mehr zur Wirksamkeit gelangen dürfte als heute, dass dieser gute Bestandteil sich vielleicht als ein grösserer herausstellen wird als man heute annimmt, und dass daher auch das Arbeiten und Schaffen für die Allgemeinheit viel verbreiteter und intensiver sein wird.“

„Mit dieser Reform ist die gesunde Basis für eine weitere Entwicklung der Gesellschaft gegeben, und man kann dann ungestört an die Massregeln denken, die zu ergreifen sind, um sie physisch-kulturell zu veredeln und namentlich moralisch immer mehr zu heben.

Die Anerkennung des Rechtes zum Leben oder der Existenz ist daher das Ziel, dem die Menschheit zuzustreben hat.“ — Die Zuversicht, dass dies gelingen wird, hilft über diesen Krieg hinweg. Den Krieg ganz unmöglich zu machen, wäre die letzte Folge dieser Gedanken.

Auch Ihr also, die Ihr am Kriege leidet und an nichts anderes denken wollt als an das: „Niemals wieder!“, lasst diese Bücher Euch zu einem Erlebnis werden! Und das sind ihre Titel:

„Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben.“

„Phantasien eines Realisten.“

„Voltaire, eine Charakteranalyse.“

„Das Individuum.“

„Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage.“

„Fundament eines neuen Staatsrechts.“

Exegit monumentum aere perennius ...



Man verwechselt fast immer die Not mit der Armut; diese Verwechslung rührt daher, dass Not und Armut Nachbarinnen sind; sie sind Nachbarinnen, zweifellos, aber diesseits und jenseits einer Grenze; diese Grenze nun gibt vom Standpunkt der Sittlichkeit den Ausschlag. Diesseits dieser Grenze ist die wirtschaftliche Existenz nicht gesichert, jenseits ist sie gesichert; an dieser Grenze beginnt die Sicherung des Wirtschaftslebens. Es ist unsere Pflicht, die notwendige Tatkraft aufzubringen, nicht, um arme Leute von der Armut zu befreien, sondern um die grösstmögliche Zahl unserer Mitbürger aus der Not zu erretten.

Charles Péguy.

Brief aus England.

Unter normalen Verhältnissen ist es keine leichte Sache, irgend einem Volke den Puls zu fühlen; denn jedes Volk ist nicht bloss mit vielen Köpfen gesegnet, sondern mit mindestens ebensovielen Pulsen. Und jeder einzelne Mann aus dem Volke hat eine ganz entschiedene Abneigung dagegen, sich von irgend jemandem, und wäre es in der wohlwollendsten Absicht, den Puls fühlen zu lassen. Der Engländer vollends, dem man zumutet, irgend ein Gefühl, das im Innersten seines Herzens wurzelt, vor den Leuten kundzugeben, verfällt sofort in verstocktes Schweigen; zu den Eigenschaften, die uns unter unseren europäischen Nachbarvölkern bisher in einen ungünstigen Ruf gebracht haben, gehört auch diese unsere innere Hemmung, echtes Gefühl zur Schau zu tragen. Ist es Tugend oder Laster? Wir zum mindesten haben es immer als Tugend verteidigt. Warum sollte ein Mann sein Herz auf den Lippen tragen? Doch diese nationale Eigentümlichkeit, ist jetzt ganz verschwunden; sie ist uns durch den Drang der Umstände ausgetrieben worden, durch die Spannung, der wir alle unterworfen sind. Tatsächlich ist jetzt endlich die ganze Nation zum vollen Bewusstsein ihrer Lage erwacht; uns alle beherrscht das Gefühl, dass wir ein Spiel spielen, dessen Einsatz nichts geringeres ist, als unsere ganze Existenz im Range einer erstklassigen Nation.

Noch vor 18 Monaten, als ich das letzte Mal hier in der Heimat war, hatte es den Anschein, als ob nur verhältnismässig wenige Menschen, nicht einmal alle Angehörigen der gebildeten Klassen, und gewiss nur wenige von ihren „minder glücklichen“ Mitmenschen ein volles Verständnis dafür hätten, was dieser Krieg für das Vaterland bedeute. An grossen Worten liessen sie es nicht fehlen, aber die grossen Taten??... Sie kamen sich schon sehr opferwillig vor, wenn sie sich zu ein paar Spenden an belgische Familien aufrafften, um diese mehr oder weniger würdigen Schützlinge in ihrem gewohnten Komfort zu erhalten. Diese Tage sind nun vorüber. Die englischen Zeitungen, denen von einer sehr kleinen Anzahl von kriegesischen „Patrioten“ ihre Richtung vorgeschrieben wird, haben unser Volk ganz gehörig auferüttelt. Jetzt sind die Leute fast alle bereit, ihr Gut und Blut zu opfern, soviel als der furchtbare Moloch des Krieges nur davon fordert. Diese meine Beobachtung scheint dem zu widersprechen, was Sie jeden Tag in der „Daily Mail“ lesen können; unermüdlich erzählt sie uns in jeder Nummer, durch

wie schlaue Methoden dieser oder jener sich dem Kriegsdienst zu entziehen sucht. Ich selbst nun habe mit mehreren von diesen Drückebergern gesprochen und ich glaube, ich verstehe sie jetzt. Für Leute, welche ihr ganzes Leben in einem kleinen Kreise zugebracht haben, ist es am Ende eine ganz natürliche Sache, die Wichtigkeit ihres ferneren Verbleibens in diesem Kreise bei weitem zu überschätzen. Im Grunde ihres Herzens haben sie das Gefühl, dass sie ihrem Lande in ihrem gewohnten Laden oder Komptoir, in ihrer Landwirtschaft oder Fabrik grössere Dienste leisten können als wenn sie sich in der ihnen so neuen Rolle eines Kriegers betätigen. Sie geben ja gerne die Notwendigkeit zu, dass andere in den Krieg ziehen; aber sie haben alle eine verzweifelte Angst davor, dass während ihrer kriegerischen Taten das Geschäft daheim zugrunde gehen könnte, oder, falls sie eine Anstellung haben, dass sie bei ihrer Rückkehr den Platz besetzt finden würden.

Allgemach ist nun vieles geschehen und vieles wird noch vorbereitet, was jedem Einzelnen den vollen Umfang seiner Pflicht gegen die Nation zum Bewusstsein bringen soll. Eine ganze Menge von Dingen tauchen gerade jetzt auf und entwickeln sich im Geiste des Volkes, Dinge, deren unbedingte Notwendigkeit für das Gemeinwohl, mir, der ich so viele Jahre in der Schweiz zugebracht habe, vom ersten Tage des Krieges an eingeleuchtet haben. Nachdem nun endlich die allgemeine Wehrpflicht zur Wirklichkeit geworden ist, nähert man sich immer mehr der Frage nach der Kontrolle der Lebensmittel. Fragen, welche sehr natürlicherweise von den Deutschen, aber auch von dem nicht in den Krieg verwickelten Schweizer Staate von allem Anfang an geregelt wurden, sind hier in England noch ganz neue Probleme: Das Kriegsbrot beispielsweise „soll nun recht bald eingeführt werden“, so versichern die Zeitungen. Aber der Umstand, dass viele wichtige Dinge dieser Art noch immer als Diskussionsgegenstände aufs Tapet gebracht werden, macht es begreiflicher, dass die Preise gar so stark in die Höhe gegangen sind, stärker als dies bei gehöriger Kontrolle der Fall gewesen wäre. Würden Sie es glauben, dass ein frisches Ei 60 Centimes kostet? Selbst auf dem Lande verlangte meine wackere Hauswirtin, welche sehr viele Hühner um sich schart, an die 40 bis 45 Centimes per Ei. Die gute Seele bestand sogar darauf, dass ich in ihre Hühnerbuchhaltung Einblick nehme, und wirklich, ich konnte nicht mehr zweifeln, sie verliert noch bei diesem Eierpreis und zieht es daher vor, ihre Hühner eines nach dem andern zu schlachten, denn das Futter ist allzu teuer.

Jetzt wird auch eine ganze Presskampagne geführt, um den Luxus zu bekämpfen. Unsere Hotels und Restaurants

dürfen nur Malzeiten bieten, deren Preis ein bestimmtes Maximum nicht überschreitet, und es will mich schier bedünken, dass dieses Maximum weit hinter dem Minimum zurückbleibt, ohne welches man sich früher in diese Lokale nicht wagen konnte. Dies wird nun sicherlich einen gewissen Prozentsatz der Bevölkerung von übermütigen Ausgaben für üppigen Speisegenuss abhalten. Und wirklich haben viele Leute, die man als reich zu bezeichnen pflegte, ihre Tafelfreuden schon ganz erheblich eingeschränkt. Aber was jetzt geschieht, hätte vor zwei Jahren geschehen müssen, um wirklich zu nützen. Wenn die angekündigten Massregeln nicht sehr bald verwirklicht werden, so liegt die Gefahr vor, dass die Herren Lebensmittelaufseher, wenn sie einmal ins Amt treten, keine Lebensmittel mehr vorfinden werden, auf die sie sehen könnten. Denn die Lebensmittelfrage ist hier schon ebenso dringlich geworden, wie in irgend einem andern Teile der Welt. Die Leute sprechen sogar davon, alle Hunde abzuschaffen, die nicht wirklich „nützlich“ sind, also die meisten städtischen Hunde. Ich glaube nicht recht daran, es würde zu schwer sein, die Grenze zu ziehen. So z. B. halten sich viele Frauen, welche vor dem Krieg keinen Hund hatten, jetzt einen Hund zu ihrem Schutze und als treuen Genossen in Abwesenheit ihres Gatten.

Die deutschen Zeppelinraids bei Tag und Nacht setzen niemanden in Schrecken ausser den paar nervösen Leuten, welche bei jedem Geräusch in Unruhe geraten und sich vor dem eigenen Schatten fürchten. Weibliche Wesen, die sonst vor einer Maus zittern, stürzen hinaus, um sich das feindliche Luftschiff anzusehen; der Schaden, den diese Angriffe uns zufügen, ist im Vergleich mit den Kosten, die sie unseren Feinden verursachen, verschwindend klein, so dass, nach dem allgemeinen Eindruck, der Vorteil für uns um so grösser ist, je mehr von diesen Dingen die Deutschen uns herüberschicken und je mehr von ihren guten Groschen sie darauf verschwenden, natürlich immer vorausgesetzt, dass wir eine gewisse Anzahl der Luftschiffe aus der Luft herunterholen und dass der Rest uns nicht mehr Schaden zufügen kann, als dies bisher geschehen ist.

London, 2. Dezember 1916.

A. H. Allen.



Brief aus Holland.

Die Niederlande gehören in diesem Augenblicke unter den europäischen Ländern wohl zu denen, die sich glücklich schätzen können. Nicht allein, weil es Holland, trotz seiner schwierigen Lage zwischen den kriegführenden Parteien, wenn auch unter grossen militärischen und finanziellen Opfern und zahlreichen ökonomischen Hemmungen, geglückt ist, seine Neutralität unverkürzt zu handhaben, sondern auch weil seine innere Lage derart ist, dass man in Wirklichkeit vom Vorhandensein zweier Parteien kaum sprechen kann. Sicherlich gibt es auch in den Niederlanden zahlreiche Politiker, die ausgesprochen für oder gegen eine der kriegführenden Parteien sind, und die in der Regel diese ihre Meinung weder in der Öffentlichkeit noch in Privatgesprächen unter den Scheffel stellen, aber sie stehen als Einzelwesen da und bilden keine Partei, wie es in andern Ländern wohl der Fall ist. „De Toekomst“ ist die Wochenschrift, welche, von einer Anzahl Professoren redigiert, jedesmal auf's Neue versucht, den Holländern klar zu machen, dass ihr Heil einzig und allein im engen Anschluss an Deutschland gelegen ist. „De Telegraaf“ ist die Tageszeitung, die nicht aufhört vor Deutschland zu warnen und einen engen Anschluss an die Entente empfiehlt. Daneben gibt es einzelne Blätter, die sich deutlich an die Seite des Telegraaf stellen, und es bestehen auch einige Zeitschriften, die demgegenüber eine ausgesprochen deutsche Tendenz haben. Aber mit Ausnahme einer kurzen Schwankung von seiten des „Telegraaf“ ist es bemerkenswert, dass keine der beiden Parteien für eine Teilnahme am Kriege sich erklärt hat.

Auch hierzulande spürt man die Kriegsmüdigkeit. Die im Beginn scharf ausgesprochenen Gegensätze über die Siegesaussichten der Parteien und über das ausschliessliche Recht auf einer der beiden Seiten sind im allgemeinen verflacht. Ohne Zweifel kann es auch jetzt noch oft geschehen, dass zwischen Personen verschiedener Anschauung eine lebhafte Debatte stattfindet, aber der Ton dieser Gespräche ist ein ganz anderer als im Anfang des Krieges, und er hat die Schärfe, die damals selbst alte Freundschaftsbande zu zerreißen drohte, vollkommen verloren.

* * *

Für den niederländischen Anti-Oorlograad, eine Körperschaft, die zu Anfang des Krieges durch die zeitweilige

Vereinigung des bestehenden niederländischen Friedensbundes mit den verschiedensten Vereinen gebildet wurde, ist kein Grund, seine Versuche zum Besten eines dauernden Friedens einzustellen. Glücklicherweise! Bereits wiederholt hat der niederländische Anti-Oorlograad darauf gedrungen, dass unser Land die Initiative zu einer Konferenz neutraler Staaten nehme, einer Konferenz, die das Ende des grauenhaften Krieges beschleunigen solle. Zum ersten Male geschah dies am 3. August 1915. Der Antrag wurde dem Minister Loudon wiederum unterbreitet, als aus Schweden Stimmen der Sympathie für diesen Gedanken sich vernehmen liessen; er ging stets dahin, dass das Programm sich genau an die notwendigen Schritte zur Beendigung des Krieges halten sollte.

In den letzten Wochen hat sich der Zustand in dieser Hinsicht geändert. Der englische Minister des Äussern, Lord Grey, hat deutlich erklärt, wie wenig Wert man auf eine Vermittlung von neutraler Seite lege, wenn man auch keineswegs die Bestimmung des Art. 3 des Haager Vertrages vergesse, dass man eine solche Vermittlung nur als eine freundschaftliche Handlung ansehen dürfe. Aber Lord Grey hat zu gleicher Zeit darauf hingewiesen, von wie grosser Wichtigkeit es wäre, wenn die neutralen Staaten sich in diesem Augenblicke, noch während des Krieges, verbinden wollten, um zu beratschlagen, was zu tun ist, um dem Frieden, wenn er einmal geschlossen ist, einen dauernden Charakter zu geben. Grey hat damit auf eine Aufgabe hingewiesen, die den neutralen Ländern vorbehalten bleibt. Zwar ist diese Konferenz der Neutralen eine ganz andere als die, welche anfänglich vom Niederländischen Anti-Oorlograad gemeint war; aber bereits damals wurde auch auf diese Tätigkeit der Konferenz verwiesen, da man bezweifelte, dass sie hinsichtlich der sofortigen Beendigung des Krieges grosse Dinge zustande bringen könne.

Einer der interessantesten Programmpunkte des Anti-Oorlograads ist sicherlich die demokratische Kontrolle der auswärtigen Politik. Beispiele der letzten Zeit lehren uns, dass ein ganzes Volk jahrzehntelang politisch gebunden sein kann, ohne zu es zu wissen, und es kann der Untreue beschuldigt werden, wenn es Verträge nicht einhalten will, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen geschlossen sind. In den Niederlanden ist eine starke Strömung in dieser Richtung bemerkbar. Bereits ist ein zu diesem Zwecke zusammengesetztes Komitee mit der Änderung der betreffenden Artikel der Verfassung beschäftigt. Auch wurde in der Versammlung des Allgemeinen Friedensbundes ein Antrag angenommen, durch den eine Kommission mit der Ausarbeitung eines Projektes beauftragt wurde, das die An-

wendung der neuen Prinzipien gewährleistet. Doch steht zu befürchten, dass man wird Geduld haben müssen. Denn mitten im Kriegslärm der Nachbarländer befindet sich das Parlament in einer Beratung über Änderungen der Verfassung, um diese den neuen Forderungen des Wahlrechtes und des Unterrichts anzupassen. Dies sind für uns brennende Fragen, aber gerade weil beide so brennend sind und sich irgend eine Übereinstimmung so schwierig gestaltet, hat man davon abgesehen, andere Punkte mit dieser Grundgesetzrevision zu verbinden. Sie ist auf das Dringendste beschränkt geblieben, aber, wo man sogar für dieses Ailerdingendste drei Dezennien nötig gehabt hat, darf man wohl daran zweifeln, dass es möglich sein wird für eine politisch nicht allzudringende Frage in nächster Zeit eine zweite Revision hervorzulocken.

* * *

In diesem Jahre sind verschiedene Fälle internationaler Natur vorgekommen, welche die Gemüter einigermaßen erhitzt haben. Im Laufe des März die Torpedierung der *Tubantia*; kurz darauf und auch nun wieder verschiedene Flüge von Zeppelins über unser Land. In den Sommermonaten das Aufbringen beinahe der gesamten Flotte, die zum Heringsfang ausgelaufen war; der allerletzte Fall war die Torpedierung der *Blommersdyk*, die auf ihrer Fahrt nach den Niederlanden gezwungen war zur Kontrolle einen englischen Hafen anzulaufen. Stets aufs neue, wenn solche Fälle sich ereigneten, waren die Kreise der Interessenten heftig erregt, doch immer wieder ist — natürlich nicht ohne Mühe — dank dem taktvollen und festen Auftreten unserer Regierung, alles zu einem Ausgleich gebracht worden. Dabei hat sich die Regierung auf den formell richtigen und politisch verständigen Standpunkt gestellt, dass sie in solchen Angelegenheiten, wie denjenigen der Fischerflotte, keine direkte Interessentin ist. Die Heringfischer haben darum selbst durch eine Abordnung mit der englischen Regierung konferiert. Diese — und nicht die Regierung — hat mit der englischen Regierung ein Übereinkommen geschlossen, durch welches die Fortsetzung der Fischerei gesichert ist. Dasselbe gilt für die Lieferung von Landbauprodukten, wobei die Regierung jedesmal sorgfältig darüber wacht, dass der Staat als solcher seine streng neutrale Haltung bewahrt.

Inzwischen hat im besonderen die Torpedierung der *Tubantia* länger als irgend ein anderer Fall ihre Nachwirkungen gehabt. Anfänglich schien es, als wollte die deutsche Regierung nach ihrer Verneinung der angeblichen Torpedierung nicht mehr unterhandeln; doch kam man von niederländischer Seite mit

immer kräftigeren Beweisstücken, und es entstanden Zweifel, ob nicht vielleicht doch ein deutsches Torpedo auf unerklärliche Weise an dem Untergang der Tubantia schuld hätte. Einen Augenblick dachte man noch daran, die Sache so zu arrangieren, dass Deutschland einerseits seine Verneinung aufrecht halten könnte, andererseits aber mit Rücksicht auf den doch immer noch vorhandenen Zweifel, dahin wirken solle, dass die holländische Schiffahrtsgesellschaft unter besonders vorteilhaften Bedingungen eines der Schiffe der Hamburg-Amerika Linie oder des Norddeutschen Lloyd erwerben dürfe. Nur dürfe zwischen diesen beiden Vorgängen offiziell kein Zusammenhang anerkannt werden. Die Presse verriet jedoch diesen Zusammenhang, lockte dadurch eine böse Abläugnung von Wolff heraus, und hat so die fast gelungene Lösung der Schwierigkeiten wieder zum Scheitern gebracht. Doch wurden die Unterhandlungen weiter fortgesetzt und nicht ohne Erfolg für die niederländische Diplomatie abgeschlossen. Deutschland hat allerdings nicht anerkannt, dass an der Torpedierung ein deutsches Unterseeboot tatsächlich die Schuld trage, wohl aber hat die deutsche Regierung zugeben wollen, dass die Möglichkeit eines Zweifels vorliegt. Darum ist eine Untersuchungskommission im Sinne des Haager Vertrages eingesetzt worden, ein Mittel, das aber erst angewendet werden kann, wenn der Krieg zu Ende ist. Dass man nach Ablauf des Krieges noch über andere Beweismittel verfügen werde, als diejenigen, welche jetzt beiden Parteien zur Verfügung stehen, ist unwahrscheinlich; der Vorteil der späteren Einsetzung der Untersuchungskommission wird also nur in der ruhigeren Stimmung bestehen, in der man diese Vorgänge prüfen wird.

* * *

In den Kreisen unseres Handels und unserer Schiffahrt findet man hochangesehene Männer, die nach ihrer eigenen Auffassung zu nüchtern veranlagt sind, um sich auf etwas so Idealistisches wie die Friedenspropaganda einzulassen; dieselben Geschäftsmänner aber bedienen sich willig der Vorteile, welche sie ihnen gebracht hat. In letzter Zeit haben nämlich die Prisen-gerichte verschiedener kriegführender Länder zu unserem Nachteil Urteile gefällt, gegen die man, da der Internationale Prisen-gerichtshof nicht besteht, scheinbar keine Berufung einlegen kann. Die niederländische Schiffahrt hat jedoch den Beweis eines juristisch scharfen Blickes erbracht. Sie hat sich erinnert, dass unser Staat unbeschränkte Schiedsgerichtsverträge mit England, Frankreich und Italien abgeschlossen hat; dass also die vertragschliessenden Staaten sich gegenseitig verpflichtet

haben, jeden Streit, der zwischen ihnen diplomatisch nicht zu erledigen ist, dem Ausspruche des Haager Permanenten Gerichtshofes zu unterwerfen. Wenn nun, so behauptet man in diesen Kreisen, die holländischen Interessenten sich an ihre Regierung wenden und dieser ihr Beweismaterial vorlegen, dann kann sie bei jeder Sache prüfen, inwieferne sie für die Interessenten eintreten will und alle diese Angelegenheiten zum Gegenstande diplomatischen Gedankenaustausches mit den betreffenden kriegführenden Parteien machen. Kann man dann auf diplomatischem Wege keine Lösung der Streitfrage erzielen, dann bleibt die Berufung an das Schiedsgericht und es werden diese Angelegenheiten vor dem Permanenten Gerichtshof im Haag gebracht werden müssen. Natürlich wird es der Regierung viel Mühe und Arbeit verursachen, eingehend zu erwägen, welche Sache sie übernehmen kann, und welche nicht hinreichend gestützt ist. Diese nüchternen Schiffahrts-Interessenten, welche sonst so gerne die Pazifisten daran erinnern, dass man der Regierung in diesen schwierigen Zeiten nicht lästig fallen soll, haben nun, wo Millionen von Gulden auf dem Spiele stehen, keine derartigen Bedenken; das ist zu begreifen, aber es dürfte doch auch zu einem mildereren allgemeinen Urtheile stimmen. Nun machen Adressen die Runde, um zahlreiche Stimmen für dieses Vorgehen zu erlangen; erst dann sollen die verschiedenen Angelegenheiten bei der Regierung anhängig gemacht werden und diese wird ihren Entschluss zu fassen haben. Wir hoffen, dass dieses verhältnismässig neue Vorgehen auch ausserhalb unseres Landes Interesse erwecken wird.

Den Haag, Ende November 1916.

H. van der Mandere.



Das lebende Völkerrecht kurz zusammengefasst:

Wir dürfen — der Feind darf nicht.

F. F.



Dokumente der Menschlichkeit.

Der Krieg hasst die Lebenden und das Leben. Er verbindet die Wunden und ehrt die Toten.

Avanti, Mailand. Ein italienischer, im Kampfe stehender Offizier schreibt, er habe am Eingang eines österreichischen Friedhofs folgende Inschrift gefunden: „Italiener, wenn Ihr bei Eurem ruhmreichen Vorrücken auf diesem Fleck Erde ankommt, entweiht diesen Friedhof nicht mit den Waffen. Erhaltet ihn, damit wir nach dieser Kriegsgeißel, wenn wir wieder Freunde sein werden, mit unseren Tränen die Schollen benetzen, welche unsere Angehörigen bedecken.“

Betrachtungen aus einem Notizbuch, das in einem deutschen Schützengraben gefunden wurde: „Diese Nacht haben wir den gestern verlorenen Graben zurückerobert. Morgen wird ihn wahrscheinlich der Feind wieder nehmen. Seit acht Wochen wird so von uns und von ihnen dieses zwecklose und erbitternde Blutvergiessen fortgesetzt. So ist der Krieg. Trotz alledem sind die Franzosen immer gute Kameraden, und es ist schwer, in ihrem Benehmen die heimtückische Bosheit wahrzunehmen, die ihnen im allgemeinen zugeschrieben wird. Was die Engländer betrifft, so sind sie immer steif in ihrem Hochmut, aber sie sind unterhaltend wie grosse Kinder. In ihrer Dickköpfigkeit steckt Naivität und ein gut Stück Gedankenlosigkeit. Wahrscheinlich sagt man ihnen bei uns das viele Böse mit demselben Recht nach, mit dem in England die sinnlosesten Geschichten über uns Deutsche verbreitet werden.“

„George Hessy, unser lieber Hessy ist tot. Im Feldlazarett kämpften zwei deutsche Ärzte die ganze Nacht an seinem Bette, um ihn dem Tode abzuwingen und brachten das nicht fertig. Es tut weh, einen Burschen von so viel Gemüt

und Verstand sterben zu sehen. Wir denken gar nicht an die Feinde, die wir töten wenn wir sie nicht fallen sehen, und ihre Stimme nicht hören. Aber wenn einer von ihnen seinen Todeskampf unter uns, in unseren Linien auskämpft, kann man sich einem Gefühl des Schmerzes nicht entziehen, dem vielleicht ein leiser Gewissensbiss beigemischt ist. Leider ist hier der Tod immer gegenwärtig, und seine Schrecken sind häufig genug, um Klagen und Gewissensbisse zu übertäuben.“

Der genannte Artikel bringt zum Schluss die nachstehenden Erwägungen: „Es ist wahrscheinlich, dass die Soldaten, ehe sie zum erstenmal gegen den Feind ins Feuer geschickt werden das gleiche Gefühl der Verachtung und des grausamen Hasses empfinden, das hinter der Front so sehr verbreitet ist, aber nach einigen Wochen in der Feuerlinie verachten sich die Kämpfer nicht mehr. Sie beginnen sich zu achten, selbst wenn sie sich noch hassen, und später legt sich, ‚objektiviert‘ sich auch der Hass im Anblick der Tragödie, die unter einem und demselben Geschick die Gräben hüben und drüben gleichmacht. Maurice Materlinck hat kürzlich geschrieben, dass ‚der Hass die schwerste der Bürden für die menschliche Seele ist‘. Dies ist richtig und es ist besonders wahr für den künstlich erzeugten fanatischen Hass des Krieges. Die Menschen die von dem Milieu der Besessenheit (d. i. das politische Milieu) in das der Wirklichkeit, des Krieges im Kriege, versetzt sind, fühlen allmählich die Krusten des Großen austrocknen und abfallen, welche die Hasspropaganda um das einfache und ruhige Gefühl der Soldatenpflicht gebildet hat. Das unerwartete Schauspiel des Gemetzels und der Verheerung erzeugt in dem Mitwirkenden oder Zuschauer das Gefühl des ungeheuer tragischen Missverhältnisses zwischen den Ursachen eines Krieges und der Summe von Furchtbarkeiten, die er Tag um Tag aufeinanderhäuft. Dann zerfällt in den Augen der Kriegführenden, der Feind in zwei Persönlichkeiten: in die konventionelle und abstrakte der Nation, der Rasse, die er vertritt und in die wirkliche und

körperliche des Menschen, den man vor sich hat. Gegen jene besteht der Hass fort, von der heroischen Begeisterung genährt, gegen diese beginnt sich eine Empfindung individuellen Mitgefühls in einer Hülle unpersönlicher Abneigung zu regen.“

* * *

Das *St. Galler Tagblatt* veröffentlicht eine britische Gebetsformel für Indien (4. August 1916), von der ein Abschnitt lautet: „Herr, der Du in Deiner unergründlichen Liebe zur Stunde Deines Todes für Deine Feinde batest, die Dich ans Kreuz genagelt hatten, hilf auch uns in aller Demut und Aufrichtigkeit für unsere Feinde zu beten. Leite ihre Soldaten und Matrosen zur Barmherzigkeit, schenke ihren Regenten und ihrem Volke erneuerte Einsicht, und gib, dass sie, nachdem sie Deine Wahrheit erkannt haben, den Mut finden, darnach zu handeln, sodass, wenn diese Stunde des Kampfes vorüber ist, sie mit uns wieder vereinigt werden durch die Bande christlicher Liebe, damit wir als Deine Kinder zusammen wirken können an der Förderung Deines Reiches und zur Ehre Deines Namens. Amen!“

* * *

Die *Volksstimme, Mannheim*. Es verdient besonders in Frankreich bekannt zu werden, wie der französische Flugzeugführer Sergeant Mottay gerettet worden ist. Das brennende Benzin war in seinen Pelzmantel gedrungen und der durch Schüsse verwundete Sergeant wälzte sich von der Landungsstelle des Apparates den Ahang hinab, um die hellen Flammen zu ersticken. Er befand sich auf deutschem Boden. Erst den herbeigeeilten Bewohnern des nächsten Bauernhauses gelang es, der Flammen Herr zu werden und den Mantel zu entfernen. Unter den Hilfeleistenden befand sich auch ein deutscher Soldat, der bei Epinal durch einen Granatschuss ein Bein verloren hatte. Seine Frau und Tochter setzten das Samariterwerk fort, bis von Haslach Arzt und Sanitätsmannschaft erschien.

Das *Luzerner „Vaterland“* weiss von einem friedlich kriegesischen Idyll zu berichten. „Über den Schweizerhofquai fuhr eine flotte, mit zwei Rappen bespannte Kutsche. Auf dem Bock sass neben dem herrschaftlichen Kutscher ein internierter Franzose, im Wagen selbst hatte ein deutscher und zwei englische Internierte Platz genommen. Welche Bewandnis hatte es mit dieser eigenartigen ‚Entente‘? Ein in der Sanitätsanstalt auf ‚Flümatt‘ dienender Krienser Sanitätskorporal hatte ein Kindchen zu taufen, und ihm standen die drei Nationen zu Gevatter: ein Franzose, ein Deutscher und zwei Engländer, alle vier Katholiken. Ein dritter Engländer schloss sich an. Er ist zwar Anglikaner, allein, — er hat ein reiches Portemonnaie — und er hat sich ausgebeten, ‚Schlottergötti‘ zu sein. Und so wurde das friedliche Kriegskindchen aus der Taufe gehoben.“

* * *

In den *Basler Nachrichten* schildert ein deutscher Soldat eine behäbige französische Bauersfrau, die ihm und seinen Kameraden im Argonnerwald nicht nur die willkommene Milch regelmässig lieferte, was ihr den Beinamen Milchtante eintrug, sondern auch für die Soldaten kochte und ihre Kleidung und Wäsche in gute Sorge nahm. Wenn Liebesgaben ankamen, fielen dann auch gute Bissen für die Kinder der Milchtante ab, und als das Regiment abkommandiert wurde, soll es einen herzlichen Abschied gegeben haben.

* * *

Der *Christliche Hausfreund* (31. Juli 1916): Ein englischer Soldat erzählt: „An der Aisne lag ich stundenlang verwundet. Ein Deutscher kam herbei und verband meine Wunden unter schwerem Feuer. Als er mich zurechtgemacht hatte, wollte er sich entfernen, aber eine verirrte Kugel traf ihn, und dicht bei mir fiel er tot hin.“

* * *

Aus den *Basler Nachrichten*: Die Musik eines Schweizer Regiments, welches zurzeit in Bonfol in Garnison steht, begab sich an die Grenze, da, wo Deutschland und Frankreich an die Schweiz stossen, in der Gegend, welche der Largwinkel genannt wird. Sie spielten einige Musikstücke, welche sowohl von den Feldgrauen, als von den „poilus“ gehört wurden, deren Schützengraben sich dort bis auf wenige Meter nähern. Die einen wie die anderen, welche diesem eigenartigen Konzert zuhörten, haben mächtig applaudiert, und die gemeinsame Freude der Gegner hat die braven Schweizer Musikanten tief bewegt.

* * *

Ein amerikanischer Journalist erzählt im *Nouvelliste de Genève* vom Empfang, den der englische Hauptmann Wilson bei seinen Gegnern, den deutschen Fliegern, gefunden hat, deren ritterliches Verhalten dem gefangenen Feind gegenüber er rühmend hervorhebt.

* * *

Die „*Volksstimme*“ in *St. Gallen*: Letztthin starb in Luzern ein französischer Internierter. Die deutschen Internierten wollten die Feindschaft vergessen und ihm am Grabe die letzte Ehre erweisen und dort einen Kranz niederlegen. Sonderbarerweise wurde von irgendwem dieser pietätvolle Akt verhindert, und die ganze Bevölkerung ärgerte sich über dieses Verbot, von dem man nie recht erfuhr, woher es eigentlich kam.

Nun hört man, dass in Le Puy (Haute Loire) ein deutscher Sanitätsoffizier, der als Gefangener im Lager von Roche-Arnaud gestorben war, mit militärischen Ehren begraben wurde. Sechs französische Offiziere begleiteten den Sarg. Dieses Ereignis sollte dem Veranlasser des Luzerner Verbotes besonders mitgeteilt werden.

* * *

L'Humanité (Lausanne): Jede Ländergruppe erschöpft sich heute für Ziele, welche in Europa den dauernden

Kriegszustand zur Folge haben müssten. Und so geht es weiter bis zum Tage des dauernden Friedens, des Kirchhofriedens. Niemals hat ein Volk oder seine Führer von der Weltgeschichte Belehrung empfangen. Niemals wollen wir aus der Erfahrung der anderen klug werden. Im Osten wie im Westen erwartet man den Ausgang des Kampfes mit der Ruhe eines Erben, der sich seiner Erbschaft sicher fühlt. Aber die Völker, welche dem Kampf ferne bleiben, betrachten dieses Duell, welches für alle Gegner Todesgefahr bringt, mit dem Entsetzen mitleidender Freundschaft. — Wäre es nicht möglich, dass sich die vielen kleinen Regungen zugunsten des Friedens vereinigten und zu einem elektrischen Strom würden von einer Kraft, die alle Kriegführenden überzeugen kann?

* * *

Die *Vossische Zeitung* veröffentlicht einen Brief des Bischofs von Winchester an die *Times*, in dem von der Vergeltung für Edeltaten die Rede ist. So wetteifern die beiden Hilfskomitees in England und Deutschland den im Lande verbliebenen „Feinden“ Gutes zu tun und das Los der militärischen und Zivilgefangenen, sowie auch ihrer Frauen und Kinder zu erleichtern. — Nachdem die Berliner Mitarbeiter in der deutschen Presse Mitteilungen über die Tätigkeit des englischen Komitees verbreiten, wünscht der Bischof auch den Engländern zu sagen, was von deutscher Seite in dieser Hinsicht geleistet wird.

* * *

Die *Neue Rheinfelder Zeitung* bringt unter *Friedliche Bilder* ein Strassenbild aus Bern. Ein deutscher Soldat, der langsam die Lauben hinunterspaziert, geführt von einer Frau, offenbar seiner Mutter. Er hinkt. Schweizer Offiziere gehen vorüber. Kein einziger, der den Krieger nicht grüsst. An der Ecke beim Waisenhausplatz bleibt der Soldat mit seiner Begleiterin stehen, wendet sich um und fragt mich nach dem Bundeshaus. Im selben Moment tritt von der

anderen Seite ein französischer Offizier, ebenfalls in weiblicher Begleitung, heran, um an mich dieselbe Frage zu richten. Seine Frage war deutsch. Der Soldat hatte den Offizier sofort militärisch gegrüsst. Der Offizier, der einarmig war, erwiderte den Gruss achtungsvoll. Der Offizier hört, dass auch der Soldat mit seiner Begleiterin die Richtung nach dem Bundeshaus nimmt. Er bietet dem Hinkenden seine Hilfe an. Arm in Arm wandern die beiden dem Bundespalast zu. Die beiden Frauen geben sich ebenfalls den Arm und schreiten ihnen nach.

Ein anderes Bild. In Luzern: Zwei deutsche Internierte begleiten einen französischen Soldaten, der schwerfällig geht, an den Bahnhof. Die Deutschen tragen sichtbar die Zeichen des Krieges. Der eine hat die Wange zerschmettert, der andere einen lahmen Arm. Sie begleiten den Franzosen, der im Austausch in seine Heimat reist, zum Coupé, helfen ihm zu seinem Platz und der Abschied vollzieht sich in herzlicher Weise unter Tränen. — Die auf dem Schlachtfeld waren, haben sich achten und lieben gelernt!

* * *

Der Bund, Bern (25. September). Bei der Versenkung des französischen Unterseebootes Foucault durch österreichische Flieger war die nachfolgende Rettung der feindlichen Besatzung durch die beiden Flugzeuge ein mutiger Akt von Selbstverleugnung. Die Österreicher signalisierten ein Torpedoboot heran, indes die mit dem Ertrinken kämpfenden Franzosen an den Schwimmkörpern der Flugboote sich festhielten, bis sie aufgenommen werden konnten. Die beiden U-Bootsoffiziere wurden von den Flugzeugen selbst aufgenommen.

* * *

Züricher Post (10. Oktober). In St. Gallen hat sich eine internationale Vereinigung gebildet, welche anregt, die während des Krieges geschehenen Taten der Menschenfreundlichkeit in der Schweiz zu verewigen und ein grosszügiges Institut für soziale Reformen einzurichten.

Dieser Gedanke wird von französischer Seite anders und vielleicht praktischer gefasst. Gustave Téry richtet in der Zeitung *L'Oeuvre* an Ador vom Roten Kreuz ein offenes Schreiben, worin er den Wunsch ausdrückt, die Schweiz möge hunderttausend französische Kriegsgefangene beherbergen und von diesen ein grosszügiges Werk ausführen lassen, z. B. den Rhein-Rhonekanal. Eine Wohltat für die Unbeschäftigten, ein Geschenk der Dankbarkeit an die Schweiz und ein Denkmal zur Erinnerung an die Schweiz als Hort der Menschlichkeit.

* * *

L'Impartial, *Chaux-de-Fonds* schreibt über die internierten Franzosen. Ihre grösste Sehnsucht ist Beschäftigung. Dieser Drang hat in Kandersteg zu einer Situation geführt, welche wirklich erzählenswert ist. Ein deutscher Coiffeur wurde dort zum Militärdienst eingezogen und ein französischer Internierter hat es übernommen, sein Geschäft in der Zwischenzeit zu führen und den Nutzen an die Frau des deutschen Soldaten abzuliefern.

* * *

Stobsiade nennt sich eine Halbmonatsschrift des deutschen Gefangenenlagers Stobs in Schottland. Auf der „Isle of Man“ erscheint ein Tochterorgan. Bei Durchsicht einiger Nummern begegnet man vielem Humor, der sich mit den Beschwerden des Lagerlebens und den Einschränkungen, die es mit sich bringt, nicht ohne Geist abzufinden weiss. Andererseits fehlen nicht Berichte über Theateraufführungen und gesellige Anlässe verschiedenster Art, welche die Eintönigkeit des Lagerlebens erwünscht unterbrechen.

* * *

Die *Wiener Arbeiterzeitung* veröffentlicht ein Schreiben von französischen Gefangenen, die in deutschen Glashütten Beschäftigung fanden und die sich bei den deutschen Arbeitern bedanken für die gute Aufnahme, die sie bei ihnen gefunden haben.

Das gleiche Blatt erzählt, wie ein junger russischer Kriegsgefangener mit unglaublicher Eile seinen Weg nimmt, so dass man versucht wird, ihn für einen Ausreisser zu halten. Es stellt sich aber heraus, dass seine Eile im Interesse eines kommenden Erdenbürgers geboten ist, und dass er seine äusserste Anstrengung dafür eingesetzt hat, dass es dem kleinen „Feind“ nicht am Nötigen fehle.

* * *

Die *Münchener Neuesten Nachrichten* bringen am 2. November eine ergreifende Skizze, in welcher eine alte Bäuerin geschildert wird, der ein zu Landarbeitszwecken zugewiesener kriegsgefangener Russe ein lieber Helfer geworden ist. Der Russe stirbt und fern im Felde fällt der Sohn. Da wird am Allerseelentag dem Russen das kahle Kreuz geschmückt und die Vaterunser gelten eins dem Kind und eins dem Feind.

Felix Beran.

□ □ □

Einst und jetzt

Wie sich aber unser nationales Leben in Zukunft gestalten und entfalten wird, so viel scheint gewiß zu sein, daß die Hoffnung der Zukunft einerseits beruhe auf der Jugend, andererseits auf der Wahl desselben Weges, auf dem Luther den ersten Riesen Schritt machte . . . Ich meine auf dem Wege des Protestierens gegen alle Unnatur und Willkür, gegen den Druck des freien Menschengesistes, gegen totes und hohles Formelwesen, Protestieren gegen die Ertötung des jugendlichen Geistes auf unsern Schulen, . . . wider die Duldung des Schlechten, weil es herkömmlich und historisch begründet . . . und vor allen Dingen Protestieren gegen den Geist der Lüge, der tausend Zungen spricht und sich . . . eingeschlichen hat in alle unsere bürgerlichen und menschlichen Verhältnisse . . . Es ist wahr, es liegt im Gange der Menschheit, sich in der Dauer gewisser Epochen am Positiven weiterzubilden . . . Betrachte ich

die geistige und leibliche Lebendigkeit jugendlicher Völker, z. B. einst der Griechen und unseres eigenen Volkes, und vergleiche diese mit den europäischen der Gegenwart, so sehne ich mich unter jenen geschichtslosen Menschen zu leben, die nichts hinter sich sehen, als ihre eigenen Fußtapfen und nichts vor sich als Raum, freien Spielraum für ihre Kraft . . . Wir sind krank an unserer Historie und wir werden vielleicht darüber hinsterben, ehe wir uns den Mut fassen, den unheilbaren Sitz unserer Krankheit einzusehen und uns dem wunderbaren Genius anzuvertrauen, der verjüngend durch die Welt schreitet Was aber der Jugend als dem Element im Staat, das die neue Geschichte bildet, jedenfalls obliegt, ist der feste Vorsatz, nach Kräften den bezeichneten Weg einzuschlagen, ist der feste Wille, sich immer entschiedener von der Lüge loszusagen, immer deutlicher sich des Gegensatzes zwischen dem Alten und Neuen bewußt zu werden. . .

Bildung ist ein weites Wort und es läßt sich viel darein fassen . . . wir geben uns im ganzen Mühe genug, uns zu bilden und vielleicht mehr als irgend je eine Nation auf dem Erdboden; allein, obgleich wir schon behaupten können, daß wir unendlich viel mehr wissen und lernen, als z. B. unsere Nachbarn überm Rhein und selbst die Engländer, so möchten wir uns schwerlich mit Recht, wenn wir im Leben mit ihnen zusammenstoßen, mehr Bildung beilegen dürfen, als ihnen Wo die Grundwurzel dieses Übels liegt, ist leicht einzusehen Es mangelt uns an großen gemeinsamen Zwecken, es mangelt uns an öffentlichem Leben . . . Es fehlt uns also an gemeinsamen Mitteln der Bildung, weil es uns an Äußerungen des gemeinsamen Lebens fehlt . . Das bloße Wissen hat kein inneres Maß und Ziel, es geht ins Unendliche, sein Stoff zerfließt in Zentillionenteilchen . . . Wissen als solches kann nicht Aufgabe und Zweck des Lebens sein . . . Diesem maßlosen Wissen gegenüber steht ein Geist, dessen Kräfte nur zu wohl gemessen und abgewogen sind. . .

Wir haben uns herausstudiert aus dem Leben, wir müssen uns wieder hineinleben. So gründlich, wie wir studieren, so gründlich wollen wir leben. . .

1834.

L. Wienbarg, Hamburg.

Wieder abgedruckt in „Flugblätter an die Deutsche Jugend“. Diederichs, Jena 1916.

Allerlei.

In *L'Homme Enchaîné* vom 8. Dezember hat Clémenceau über seinen Leitartikel den Titel „*Toute la vérité*“ gesetzt. Seine ganzen Ausführungen sind dem Zensor zum Opfer gefallen, der so seine Wahrheit verkündet, nämlich: Die Wahrheit im Krieg = 0.

* * *

Im Schützengraben: „Der Tod geht um; eben noch fühlten wir seinen Hauch in dem Sausen eines Riesengeschosses, das unseren Unterstand zerstört hat. Aufblitzende Raketen erhellen die Ebene mit ihrem fahlen, unheimlichen Lichte. Traurig seufzen wir auf. Die Seelenangst übertönt das Pfeifen der Kugeln. Es regnet — ein unermüdlicher, hartnäckiger, unbittlicher Regen. Die Erde aufgewühlt in trübem Schmutz. Aufgewühlt die Seele. O mein Gott, der Regen, die Nacht, der Kot — zu lange wahren sie schon! Wird es denn niemals tagen?“

(Aus dem Vorwort einer im Schützengraben entstandenen Psalmensammlung für franz. Soldaten.)

* * *

Jack London, der vor kurzem jung verstorbene, phantasievolle amerikanische Schriftsteller, erzählte selbst gerne — wie ein englisches Blatt berichtet — dass er durch seine Frau von dem traurigen Ende des Trinkers gerettet worden ist. Da sie seine Vorliebe für berauschende Getränke kannte, liess sie ihn vor seiner Hochzeit feierlich versprechen, sich jeden Donnerstag zu betrinken. Jack London fand diesen Pflichttausch so unerträglich, dass er sich lieber zur Abstinenz bekehrte.

* * *

Es soll in den Vogesen nicht selten vorkommen, dass die neugeborenen Staatsbürger auf die Namen der Ententeherrscher getauft werden: Raymond — Nicolas — Georges — Albert. Kleine Mädchen: Raymonde — Nicolette — Georgette — Albertine. Diese kleinen Erdenbürger könnten es noch erleben, dass die heutigen Bundesgenossen sich in Feinde verwandeln. Unglückliche, wandelnde Anachronismen!

* * *

Emile Verhaeren, der zweite grosse Belgier, der ferne vom Schlachtfeld das Opfer eines Unglücksfalles geworden ist, hat nicht nur für seinen wilden Hass Worte gefunden. „Vorwärts“ zitiert einen Brief an den Übersetzer seiner Gedichte („Die wogende Saat“, 1914), *Paul Zech*, welcher selbst an der Somme

kämpft: Mein Freund, aus der Wellen Bitternis, die mich umbrandet, aus der Tiefe des Blutbrunnens hebe ich meine Hand, Sie zu grüssen. Ich höre, dass Sie in Flandern sind. O mein armes Flandern! Aber ich weiss, dass es zu grünen beginnt. Der gute Wind der Landschaft überschütte Sie mit der ganzen Fruchtbarkeit der hellen Ebenen. Nehmen Sie ihn gut auf und in meine „Wogenden Saaten“ hinüber. Ich weiss, dass sie gut ruhen in Ihren Händen und Sie nicht bereuen, mir Dolmetsch zu sein. O mein armes Flandern! Vielleicht werde ich wiederkehren. Vielleicht werden wir uns sehen. Die Galle schmilzt von meinem Herzen.

Ich bin müde des Kämpfens. Die ganze Welt ist müde. Alles was gewesen ist, war zwischen uns und nicht mit uns. Auf der ganzen Welt war nicht das Direkte laut. Der Tumult der andern bezwang uns. Aber die Galle schmilzt jetzt von allen Herzen. Bleiben Sie aufrecht nur noch diese kurze Zeit, mein Freund, auf dass wir uns sehen, wenn ich wiederkomme.

Emile Verhaeren.

H. Trog zitiert in der „Neuen Zürcher Zeitung“ aus der Widmung, die Verhaeren seinem Bändchen „*La Belgique sanglante*“ vorausgeschickt hat, folgende Schlussätze: „Für den Verfasser dieses Buches war keine Enttäuschung jemals so gross und so plötzlich (Deutschlands Verhalten gegen Belgien). Sie traf ihn derart, dass er meinte, nicht mehr derselbe Mensch zu sein. Da jedoch in diesem Zustand des Hasses, in dem er sich befindet, sein Gewissen gleichsam verringert ihm vorkommt, widmet er bewegt diese Seiten dem Mann, der er früher war.“

* * *

Eine Engländerin erzählt (The Nation, 25. Nov.), wie sie in Valparaiso im November 1914 dem Einzug des siegreichen *Admirals von Spee* beiwohnte. Die Deutschen, die in Valparaiso überwiegen, bereiteten ihm einen begeisterten Empfang und überschütteten ihn mit Blumen. „Nicht so,“ wehrte der Admiral ab, „Blumen soll man einem Mann erst aufs Grab streuen.“ Als ein Trinkspruch auf den Untergang der englischen Flotte ausgebracht werden sollte, weigerte sich der deutsche Seeheld, daran teilzunehmen.

* * *

Der Frieden als Zugkraft. In der „Schaubühne“ findet Max Epstein einen originellen Ausweg, um das Publikum zu veranlassen, seine „Predigt über die Dankbarkeit“ zu Ende zu lesen. Er gibt ihr den Titel „Der Friede kommt“. Aber der ganze Aufsatz enthält nichts darüber. Erst am Schlusse heisst es: Vom Frieden will jeder etwas zu hören kriegen. Ich aber weiss trotz allen guten Verbindungen nur zu sagen, dass er kommt und dass wir dem Frieden jetzt näher sind, als wir ihm zu Anfang des Krieges waren.

Zeitschriftenschau.

Russische Geisteskämpfe. „Man versteht nicht Russland mit dem Verstand, an Russland muss man glauben.“ Mit diesem Worte Tschschewitsch leitet Prof. Mathieu seine feinsinnige Wertung der russischen Literatur und Volksseele ein. Russlands Wert für die Menschheit bestehe nicht in geschlossenen, fertigen Lebensformen, sondern in einer ungeheuren Spannung zwischen ungenügenden Formen und einem grossen, reinen Ideal ... Die russische Seele ist voll dämonischer Kräfte, die den Himmel erstürmen oder in die Hölle hinunterreissen können. Das Böse ist dort noch ehrlich unanständig, nicht unehrlich anständig. Eine ganze Welt im Menschen ist noch Okkupationsgebiet des Teufels, die Wirklichkeit das Reich des Bösen, als grinsendes Gegenstück des Reiches Gottes (Dostojewski). Das Sein ist Lüge, aber in erhabener Schroffheit erhebt sich dieser Realität gegenüber das Ideal, der heilige Glaube an das absolute Gute, für das ohne Kompromiss gekämpft werden muss (Tolstoi). In diesem Kampfe hat auch die Satire ihr gutes Recht (Gogol, Tschschewitsch, Saltykow, Weressajeff), dieser Kampf gibt der russischen Philosophie ihre Eigenart (Solowjew), dem russischen Christentum neue Ausblicke (Tolstoi „Nichtwiderstand“ — nämlich durch das Böse!), ebenso dem Sozialismus (Bakunin, Krapotkin, Gorki). Solange das Gute nicht gesiegt hat, ist der russische Geist Sehnsucht, ungestillte Sehnsucht, heilige Sehnsucht, die uns Westeuropäer vor materialistischer Zufriedenheit mit unserem veräusserlichten, mechanisierten Leben bewahren kann, echte Vagabundensehnsucht nach neuen Horizonten, die an jeder erreichten Grenze von Langeweile bedrückt, in Heimweh bangt nach dem, was jenseits der letzten Grenzen liegt. Keine Literatur legt die Frage so nahe wie die russische, ob die Welt rein von sich aus, von den „realen“ Tatsachen aus zu verstehen ist?

So ist die russische Literatur in ihren besten Werken eine Kraft, die vorwärts treibt, die russische Volksseele durch ihr Gemeinsamkeitsgefühl, betätigt in uraltem Genossenschaftswesen, und durch ihre tiefe quellfrische Religiosität, ihren Drang zum Mysterium eine zersetzende, aber auch erlösende Kraft für das in Unglauben und Individualismus am Sinn des Lebens irre gewordenen Europa. Verfasser verhehlt sich übrigens auch nicht, dass, soviel wir von der russischen Volksseele zu erhoffen, ebensoviel wir von dem Zarismus des russischen Staatswesens zu befürchten hätten. „Kindisch ist die Auffassung, dass eine starke Expansion Russlands einen Segen bedeuten würde.“

„Neue Wege“, Oktober-Novbr.

Der Streit um das englische Bildungswesen. Nach dem Kriege muss alles anders werden, auch in England, und ganz be-

sonders in Sachen der Bildung und Erziehung. Es ist eine Tatsache, dass die deutschen und österreichischen Industriellen auf Kongressen nicht genug staunen konnten, wie wenig Schulbildung viele von ihren mächtigsten englischen Kollegen besaßen. „Wir Engländer sind ein unakademisches Volk“, hiess es dann mit einem gewissen Stolz auf das know-nothing-tum bei fetten Dividenden. In einer Enquete erklärte ein englischer „Capitän der Industrie“, er interessiere sich für keine Arbeit, die nicht binnen einem Jahre materielle Gewinne erziele; der Generaldirektor einer grossen Gummiaktiengesellschaft sagte rund heraus, die Industriellen seiner Branche werden für theoretische Studien über Kautschuk keine Opfer bringen wollen. So wenig verstehen die meisten Praktiker in England, dass die fruchtbarsten Forschungen nicht diejenigen sind, welche auf unmittelbaren Nutzen abzielen, sondern diejenigen, welche die theoretischen Grundlagen verbessern und dadurch mit einem Schlage zahllose neue Anwendungen ermöglichen. Jetzt aber hat der Drang, es den Deutschen gleich zu tun, in England eine tiefgehende Bewegung zur Förderung praktischer Wissenschaft erzeugt. Aus Praktikern ersten Ranges wurde ein Komitee für wissenschaftliche und industrielle Forschung gebildet, welches seinen ersten Bericht erstattet hat. Es soll der ganze Unterricht an den Hoch- und Mittelschulen eine Wendung zum Praktischen erfahren. Zahlreiche Fachschulen und Laboratorien sind für alle wichtigeren Industriezweige geplant. Verwandte Forschungen sollen von gemeinsamen Zentralen aus in Harmonie gebracht und zu gegenseitiger Förderung verwendet werden. Man will mit Stipendien nicht sparen und Millionen von Pfund dieser Schulreform zuführen.

Doch schon erhebt sich der alte Streit. Lord Bryce hat seine einflussreiche Stimme zugunsten der klassischer Bildung erhoben. Und ihm folgt der „New Statesman“. Man könne die Welt nicht ausschliesslich von Chemikern und Technikern regieren lassen; auch die Deutschen treiben nicht bloss Naturwissenschaften und technische Studien, sondern sind daneben tüchtige Philologen und führende Philosophen. Und wenn dort in den letzten Jahrzehnten die realistische Bildung auf Kosten der klassischen in den Vordergrund trete, so sei eben die Folge davon der den Engländern verhasste Kultus der „Realpolitik“. Aber England soll nicht bloss ein Abklatsch des modernen Deutschland werden. Gerade die sogenannten „unpraktischen“ Studien machen ein Volk gross, indem sie wenigstens die Jugend gewöhnen, Geld und materiellen Nutzen nicht als das Höchste anzusehen. Von den klassischen Sprachen sollte wenigstens das Latein beibehalten werden, als das Tor zur Lebens- und Weltanschauung des Altertums. Was die Welt am meisten brauchen wird, sind weite Horizonte.

„The New Statesman“, 9. September.

„Para Pacem“. Unter dem Ehrenpräsidium des Hofrates Dr. Heinrich Lammasch und unter Mitwirkung zahlreicher Universitätsprofessoren, hoher Beamter und anderer angesehener Per-

sönlichkeiten ist in Wien am 1. Januar 1914, also ein halbes Jahr vor Kriegausbruch, der Verband „Para Pacem“ gegründet worden, dessen Ziel die „allgemeine Weltverständigung“ innerhalb und ausserhalb der Doppelmonarchie sein sollte. Der Verband will kein „Friedensverein im landläufigen Sinne des Wortes“ sein, aber seine Mitglieder über alle Arten der Friedensbestrebungen fortlaufend in Kenntnis erhalten. Unter Vermeidung aller ideologischen Schwärmereien will der Verband reale praktische Arbeit leisten, namentlich durch Pflege kultureller und wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Auslande. Die Mittelmächte sollen „in der Frage der Völkerverständigung beispielgebend vorangehen.“ So hat der Verband schon in seinem Maihefte das Weihnachts-geschenk des Friedensanerbietens vorausgeahnt. Das Heft enthält überdies die Ergebnisse einer Rundfrage bezüglich der Wiederaufnahme der geistigen Beziehungen nach dem Kriege. Die Antworten bieten manche feine Probe echt humaner Denkweise, so die weitherzigen Erörterungen Lammaschs, die vornehmen Ratschläge Brockhausens, die mutigen Worte Schumpeters u. a. m.

Der Zusammenbruch des Völkerrechts. Man sollte offen anerkennen, meint Sir Alfred Hopkinson, dass der Gedanke eines vollständigen Gesetzbuches des Völkerrechts in Krieg und Frieden, so gut gemeint er war, völlig zusammengebrochen ist. Die Londoner Deklaration z. B. hat sich als unanwendbar erwiesen und musste von den Verbündeten aufgegeben werden. Aber es gibt gewisse leitende Grundsätze, welche eine dauernde Geltung beanspruchen können, wenn auch ihre Anwendung sich mit dem Wechsel der Zeiten ändert. Die Geschichte lehrt, dass die Entscheidungen der Prisengerichtshöfe, die sich ehrlich bemüht haben, die ihnen vorgelegten Fälle gerecht zu beurteilen, für den Aufbau eines wirklich geltenden Rechtssystems von grösserem Werte sind als apriorische Regeln. Selbst in der Bitternis des heftigsten Kampfes, gerade als sie die Londoner Deklaration aufhoben, erklärten die Alliierten doch in ganz präzisen Ausdrücken, dass es ihre Absicht sei und stets gewesen sei, „das Kriegerrecht zur See in strenger Übereinstimmung mit dem Völkerrecht zu handhaben.“ Anlässlich des Zamora-Falles hat das höchste britische Tribunal, der juristische Senat (Judicial Committee) des Geheimen Rates, die Regel niedergelegt, dass selbst eine „Order in Council“ den Gerichtshof nicht bindet, wenn sie mit den feststehenden Grundsätzen des Völkerrechts im Widerspruch steht. Die Prisengerichtshöfe aller grösseren Seemächte anerkennen das Völkerrecht als lebendige Wirklichkeit. „Scientia“ vom 1. Dezbr.

Brief eines englischen Soldaten: „Weit entfernt, die Deutschen zu hassen, denken wir nicht daran, in gehässiger Weise über sie zu sprechen. Es wird einfach anerkannt, dass alle oder fast alle Blutgierigen der verschiedenen Länder bereits tot oder

verwundet sind; wer jetzt kämpft, ist ein Opfer des Krieges. Wir alle sind gefasst von dem Räderwerk dieser ungeheuren Maschine, zermalmt zu werden, welche aufzuhalten niemand die Kraft oder den Mut hat.

In Wirklichkeit wird der Krieg fortgesetzt, weil keine Regierung den moralischen Mut aufbringt, die erste Anregung für einen Waffenstillstand oder Frieden zu geben.*) Jede glaubt, dass ihr Ruf es verlangt, länger als die andern den Hass zu verkünden. Ich weiss, dass die Bevölkerung die Leute beschimpfen wird, die den Frieden verlangen, und in ihrem innersten Herzen werden sie ihnen danken ... Es geht durch die Welt nur ein Gedanke: „Wie lange noch?“ „Kann niemand uns helfen?“
 „The Nation“, Oktober.

Politik und Moral? In feiner Analyse legt Max Adler den tragischen Widerspruch zwischen Politik und Moral bloss, der in diesem Kriege besonders peinigend wirkt. Das Schlimmste ist, dass der Staatsbürger im Namen der Moral, der höchsten Pflicht gegen den eigenen Staat, zu dieser Unmoral der Gewalt und Heuchelei gegenüber den anderen Staaten aufgefordert wird. Adler führt diesen Konflikt auf die Natur des Klassenstaates zurück in dem nicht die wahren Gemeinschaftsinteressen herrschen, sondern die kapitalistische Gier der herrschenden Klassen, welche ihre Macht auch durch gewaltsames Wachstum ihres Ausbeutungsgebietes steigern wollen. Und darum löst sich ihm die Dissonanz in der geschichtlichen Entwicklung des Notstaates zum Vernunftstaate, der keinen feindlichen Klassegegensatz und Staatsgegensatz zulassen wird.
 „Der Kampf“, September.

Im Blutschein des Krieges. Die „Neue Zürcher Zeitung“ vom 4. September 1916 bringt eine kleine Geschichte von J. Okunjew. Geschildert sind Szenen aus dem Kriebsleben, wie man sie schon so viel gelesen hat, und man würde vielleicht achtlos darüber wegsehen, wenn nicht ein eigentümlich russisches Gepräge die Aufmerksamkeit fesselte. Das Geschaute und Erlebte ist mit einer unmittelbaren Frische wiedergegeben, wie man es bei Kindern findet. Beim Anblick der zerstörten Heimstätten, der Schlösser und Parkanlagen regt sich in den Soldaten „ein eigentümliches Gefühl, gemischt aus Mitleid und noch etwas Ungreifbarem, was der Reue, einem halben Schuldbewusstsein nicht ganz unähnlich ist.“ Oder der Rausch des Kampfes wird geschildert. Es kommt der Befehl zu einem Nachtangriff; sie wechseln das Hemd, denn „sterben muss man rein“. Im Schützengraben sitzt der Einjährige Fomilin mit nachdenklichem Gesicht; dann sagt er plötzlich zu einem Kameraden: „Ich habe Ihnen einmal gesagt, ich glaube an nichts; jetzt glaube ich. Überhaupt, mir scheint der Krieg hat uns alle verändert. Überzeugungen und Anschauungen sind dieselben geblieben, aber in der Seele ist etwas Neues!“ Es ist wie die Morgendämmerung eines neuen Tages.

*) Der gesperrte Druck ist von uns. Die Red.

Friede. In einer auch künstlerisch zu wertenden kurzen Skizze gibt *Leonhard Frank* ein psychologisches Bild von packender und aufreizender Wirklichkeit. Er wählt einen Mann aus dem Stand der Kellner — „jeder andere Beruf verträgt sich eher mit Menschenwürde“. Der Kellner wird Vater: in dieses Gefühl flüchtet sich sein geretenes Menschentum, seine ganze Liebe, sein Stolz. — Wie ein Herrenkind erzogen, wächst der Knabe heran und fällt in der Schlacht.

Der in der innersten Tiefe seines Gefühls aufgewühlte Mann wird hellsichtig. Er kann das Spielen von Kindern mit Säbeln und Flinten nicht mehr ruhig mit ansehen. Nicht der Engländer, Franzose, Russe, und für diese nicht der Deutsche, sondern unsere eigene Kampflust und Mordgier ist der Feind. ... Ganz Europa muss weinen, weil ganz Europa nicht stärker lieben konnte. ...

Die Leidenschaft macht ihn zum Bekenner. Er geht auf die Strasse hinaus und fordert mit hinreissender Beredsamkeit die Menge zum Frieden auf. „Kranke stiegen aus den Betten, schleppten sich ans Fenster. ... Die ganze Stadt war aufgestanden und schrie ein Wort: Friede. Das so gesprochene Wort wurde zu vieltausendstimmigem, gewaltigem Gesange. Alle Kirchenglocken läuteten.“
„Die weissen Blätter“, November 1916.

Zum weiblichen Dienstjahr, das in Deutschland vielfach gefordert und diskutiert wird, äussert sich der Vorstand des Bundes für Mutterschutz, Justizrat Dr. *Rosenthal*. In erfreulicher Klarheit lehnt er alles ab, was in dieser Forderung zur Militarisierung der Frau führen könnte. Hinter der veränderten Stellung der Frau, wie sie sich in den letzten 50 Jahren vollzogen hat, sei die Erziehung in Schule und Haus zurückgeblieben. Wenn den jungen Mädchen im Alter zwischen 15 und 20 Jahren ein Jahr konzentrierter praktischer und theoretischer Belehrung für die verschiedenen Zweige der Hauswirtschaft, Erziehung und Bürgerpflicht geboten werde, mit möglichster Freiheit in der Wahl des Zeitpunktes und des Stoffes, so könnte diese Einrichtung zum Segen werden.

Ernstlich zu warnen sei vor der „Überspannung einer Gemeinschaftsidee“, welche jetzt das weibliche Geschlecht bedroht, wie sie schon so oft der Menschheit schwere Not gebracht hat. „Treten freilich wirkliche Interessen der Allgemeinheit in Konflikt mit denen der einzelnen, so gehen sie vor; es wird nötig, zum Zwange zu greifen und Pflichterfüllung zu heischen. Aber dieser Zwang soll seine Grenzen einhalten, soll nicht weiter ausgedehnt werden, als zur Erreichung der erstrebten Zwecke unbedingt erforderlich ist. Darüber hinaus muss freier Spielraum sein für die Betätigung der individuellen Interessen und Entfaltung der Persönlichkeitswerte, die zu gewährleisten zu den höchsten Aufgaben des Staates gehört. Uniformiert sind wir reichlich genug. Es wird wieder einmal Frieden werden. Individualität, Eigenwille, Selbstverantwortung werden nötig sein; denn von ihnen geht letzten Ursprungs jeder Fortschritt der Kultur aus.“

„Die neue Generation“, 9./10. Heft.

Geburten im Dämmer Schlaf. Vielleicht wird dem Krieg, dem männermordenden und dem aus ihm erwachsenden Bedürfnis nach gesteigerter Volksvermehrung gelingen, was bisher zumeist an einem unklaren Widerstand der Menschheit, besonders der Ärzte, scheiterte: die schmerzlose Entbindung. Man hat ein Präparat (Scopolamin mit Morphinum) gefunden, welches in die Haut eingespritzt einen Zustand des Dämmer Schlafes erzeugt, der stunden-, ja tagelang fortgesetzt werden kann. Das Medikament wirkt auf die Nerven, aber nicht auf die Muskeltätigkeit. Jede Erinnerung an gelittene Schmerzen ist aufgehoben, das Kind bleibt ungeschädigt, die Mutter erholt sich überraschend schnell und verliert die Angst vor späteren Geburten. — In der Anwendung bereitet dieses Mittel, das die Frauen von dem biblischen Fluch erlösen soll, noch erhebliche Schwierigkeiten; es setzt beständige sorgfältige ärztliche Überwachung, vollständige Stille in der Umgebung, ein halbverdunkeltes Zimmer voraus. Es wird deshalb zunächst für die Mehrzahl der Frauen noch nicht in Betracht kommen; doch kann die Hoffnung auf eine wachsende Zahl der Geburten die Regierungen veranlassen, die Schaffung der nötigen Anstalten als Kriegsausgabe zu buchen. Dann wäre schnell geholfen, und der Krieg hätte wenigstens in dieser Sache einen unzweifelhaften Segen gebracht.

„Die Gleichheit“, 8. Dezember 1916.



Tellereisen zum Menschenfang.*)

Die heutigen Schilderungen von den Fronten sprechen wiederholt von den listigen Hinterhalten, wie von „Tellereisen zum Menschenfang“.

Wolfsangel und Fuchseisen lauerten aber schon seit Jahrhunderten im Kriege dem Menschen auf, wie sonst dem Tiere. Schon 1598 empfiehlt Boillot „Tellereisen als Menschenfallen“ hinzulegen: wer es in der Mitte berühre, werde beschädigt und gefesselt und angehalten, dass es ihm unmöglich sei, sich loszumachen.

In Tierschutzkreisen gilt das „Tellereisen“ als ein weidmännisch verpöntes grausames Jagdmittel, das stunden- und tagelang die zerquetschten Glieder der gefangenen Tiere mit den Eisenzähnen einklemmt.

Zur Menschenjagd ist es — gut genug.

*) Aus Franz Heinemann: *Hinter den Kulissen des Krieges* (W. Trösch, Olten) — eine Sammlung von Kriegsepisoden und Schrecken — der ergrimnte Aufschrei eines Menschenfreundes über „das moderne europäische Massen-Harakiri“. Packende Begebenheiten werden in grelles Licht gestellt.

Deutschland im Kriege

Erschautes und Erlebtes

von

Gustav W. Eberlein



Mit künstlerischen Beiträgen

von Emil Huber, Walter Bayer, W. Repsold, Bruno Bielefeldt
und 111 Illustrationen nach Originalaufnahmen



Zürich

Druck und Verlag: Art. Institut Drell Füßli

1916

Preis: geheftet in vierfarbigem Umschlag 7 Fr. (7 Mk.)
gebunden in Leinwand 10 Fr. (10 Mk.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Inhalt

Seite

Vorwort

Zwischen den Fronten

Das doppelte Gesicht	3
Nord und Süd	13
Die Hauptstadt im Harnisch	26
Die soziale Mobilisation	43
Kampfwund	52
Die falsche Rechnung. Rauchende Essen	64
Im Westen. Eisen und Kohle	69
Bei Krupp	86
Die Speicher im Osten	97
Die Gefangenen	107
Auf dem Lande	122
Kreuziget! Kreuziget!	132
Gespräche	142
Volk und Heer	157

Ostpreußen

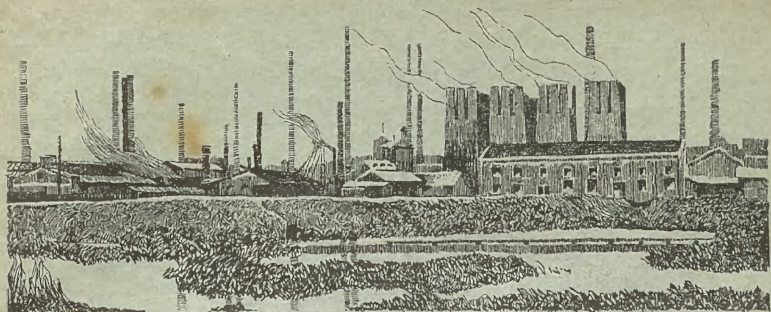
Aus der Russenzeit	175
Diesseits und jenseits der Grenze	182
Das Laufsoleum	190
Auf den masurischen Schlachtfeldern	196
Hindenburg	212

Belgien

Brüssel	217
Beim Generalgouverneur von Bissing	226
In den Kirchen	233
Die belgischen Festungen	236
Gras über Antwerpen	252
Im Land der schwarzen Pyramiden	261
Waterloo. Löwen. Spa	268
Vom belgischen Alltag	279

Im Felde

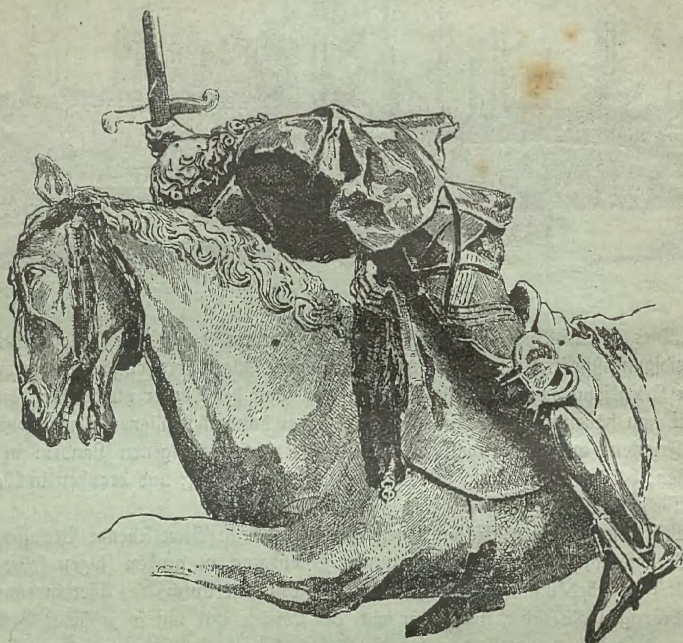
Berlin-Sedan	291
Auf den Doppelschlachtfeldern von Sedan	297
Sedan	303
Madame Journaise und Madame Ninin	307
Gefallene Forts	313
Der Tod von Maubeuge	322
An der Aisne	327
Die Granatenmulde	338
In der Champagne	345
Unter der Erde	356
Zwischen Reims und Argonnen	365
Reims im Feuer	370
Das Feldlazarett	378
Längs der Maas. Von Verdun bis Lüttich	385



„Dies ist kein Buch des Hasses, keines der Verherrlichung; kein Anklageakt, keine Verteidigungsschrift. Es sagt aus, was unbefangene Augen im Deutschland der beiden ersten Kriegsjahre sahen, wie sie es sahen, das Volk der Denker und Dichter, an der Arbeit, am häuslichen Herd, im Mitleid seiner hundert Millionen Arme: zwischen den Fronten; auf den gewaltigen Schlachtfeldern seines eigenen Landes: in Ostpreußen; bei der Verwaltung besetzten Gebietes: in Belgien; und draußen in Waffen und Wehr: im Felde.“

Mit diesen vorausgeschickten Worten umreißt der in Bern lebende Verfasser, der als Berichterstatter schweiz. Tageszeitungen hinausging, in großen Zügen selbst den Inhalt seines bedeutsamen Buches. Kritisch geworden durch die Überschwemmung mit Propagandaliteratur, stellt man nach der Lektüre mit um so größerer Befriedigung fest, daß ihm der Beweis auf die Behauptung seines Eingangsatzes gelungen ist. Hier liegt ein Werk vor, an dem niemand vorbeigehen kann, der Zeitgenosse so wenig wie der spätere Historiker. Polemik und Politik treten in den Hintergrund, das Gezänk des Tages schrumpft zusammen, groß und für sich allein steht das ungeheure Ereignis des Krieges da. Ein Buch der Geschehnisse, nicht der Worte. Geschrieben in jenem modernen, von lederner Kathederei und leichtem Reportertum gleich weit entfernten, federnden Stil, der Geist mit Sachlichkeit zu verknüpfen weiß und bittere Wahrheiten am liebsten auf frischfarbenen Humor aufträgt, reißt es bis ans Ende mit. Im soldatenüberfüllten Nachtzug donnert man durchs deutsche Reich, bummelt gemächlich durch die Städte in West und Ost, wird in den Gefangenenerlagern mit allen Menschenrassen der Erde bekannt, geht mit dem bayerischen Bauern zur Mahd und plaudert mit Kutscher und General; ob sich der Fuß in den Labyrinth der Kriegsspeicher verirrt oder die Hände im Innern der rheinischen Erde durch schwarze Diamanten tasten, ob der Kruppsche Feuerzauber die Augen blendet oder das Herz aussetzt unter dem Medusenblick der Lazarette; ob es ein Streifen ist über die masurischen Schlachtfelder oder ein Entlaufen in Rußland, ein Hinuntersteigen in die französische Erde, „die mit deutschen Soldaten angefüllt ist wie der Bauch des trojanischen Pferdes“, wie totenstill es auch sein mag im grasüberwucherten Hafen von Antwerpen — immer erlebt man, bleibt niemals an einer faden Sandbank hängen.

Zahlreiche photographische Aufnahmen begleiten den Text; aus den künstlerischen Beiträgen seien neben den ostpreussischen Kohlezeichnungen Bielefeldts besonders die originellen Kopfstellen Emil Hubers hervorgehoben, des bekannten Zürcher Malers, der auch die kraftvolle Umschlagszeichnung in Vierfarbendruck geschaffen hat. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir in dem Werk verdienstermaßen das Buch des Jahres sehen.



D..... Unterzeichnete bestellt hiermit bei der

Fehr'schen Buchhandlung, St. Gallen:

Deutschland im Kriege.

Ersehntes und Erlebtes von Gustav W. Eberlein.

..... Expl. geheftet 7 Fr. (7 Mk.)

..... Expl. gebunden 10 Fr. (10 Mk.)

Verlag: Art. Institut Drell Füßli, Zürich.

Betrag ist nachzunehmen — folgt gleichzeitig durch

Ort und Datum:

Name und Adresse:

.....

.....

Die Internationale Rundschau

erscheint in deutscher und englischer Sprache
1-2 mal monatlich.

Inhalt des 2. Jahrganges.

Heft 10 (15. August).

Dr. Oskar Stillich: Unterwertigkeitsgefühle als Kriegshilfsmittel. — Fenner Brockway: Ein Mahnwort. — Die Lehren der Balkankriege. Die „Neutrale Konferenz“ in Stockholm. — Hermann Gellmann: Meeresfreiheit und Handelsfreiheit. — Charles Péguy: Die Sprache der Politik. — Allerlei. — Aus Büchern und Flugschriften.

Heft 11 (10. September).

E. Catellani: Die Eigenart des Völkerrechts. — A. Tosi: Glossen zur baltischen Frage. — Felix Beran: Gehorsam. — Die Lehren der Balkankriege. — W. Eggenschwyler: Zur Frage der national gemischten Gebiete. — Nicht mitzuhassen, mitzulieben sind wir da. — Zeitschriftenschau.

Heft 12 (25. September).

Lewin L. Schücking: Mehr Völkerkunde. — Allerlei. — A. Tosi: Glossen zur baltischen Frage. — Rudolf Leonhard: Die Gründung Polens. — E. Trott-Helge: Freude und Leid der neutralen Schifffahrt im Kriege. — Still, das Ausland hört zu! — Aus Büchern und Flugschriften.

Heft 13 (15. Oktober).

Rosa Mayreder: Kriegssprachen. — Lehren der Geschichte. — A. Mi-Baschan: Die Judenfrage vor der kommenden Friedenskonferenz. — Enrico Catellani: Die Eigenart des Völkerrechts. — Der Kriegsgebrauch in alten Zeiten. — In eigener Sache. — Das baltische Problem. — Alles schon dagewesen. — Zeitschriftenschau.

Heft 14 (15. November).

B. de Jong von Beek en Donk: Der neunte November. — Georg Brandes: Farbenblinde Neutralität. — Ed. Platzhoff-Lejeune: Auch ein Martyrium. — Rosa Mayreder: Kriegssprachen. — S. F.: Zur Frage der Internationalen Organisation. — Siegmund Feilbogen: Der nächste Friedenspreis. — Johanna Friedjung: Wir Frauen im Kriege. — Hugh Richardson: Aus meiner Lesemappe. — Aus Büchern und Flugschriften.

Heft 15 (5. Dezember).

E. D. Morel: Die Wahrheit über den Krieg: Geleitwort der Redaktion; Vorwort des Verfassers; Die geheime Diplomatie; Ist Deutschland allein schuldig?; Die Geheimdiplomatie und das Schicksal Englands; Der Einfall in Belgien; Die Vernichtung des preussischen Militarismus; Russland als Angreifer; Das praktische Programm.

Die Internationale Rundschau

erscheint in deutscher und englischer Sprache 1–2 mal monatlich.

Unsere Zeitschrift ist bestimmt, ein Sprechsaal für Berufene aller Nationen zu werden.

Wir bekämpfen die Lüge und die Verhetzung der Völker.

Wir sind überzeugt, daß jede Nation nicht nur „Schändlichkeiten“ verübt, sondern auch Edeltaten, selbst gegen den Feind. Diese sammeln wir. Wir sind jedem dankbar, der uns gutbeglaubigte Tatsachen mitteilt.

Wir wollen uns volkswirtschaftlich auf den Frieden vorbereiten und zu diesem Zwecke die Erfahrungen des Krieges verwerten.

Auch andere völkerverbindende Ideen werden in dieser Zeitschrift stets ein dankbares Entgegenkommen finden. Wir wollen den historischen Zusammenhang aller nationalen Kulturen und die Unentbehrlichkeit des internationalen Zusammenwirkens aufs energischste betonen.

Wir bitten unsere verehrten Abonnenten, das Abonnement rechtzeitig zu erneuern und uns in unserem schwierigen Kampfe mit der Ungunst der Zeit behilflich zu sein, indem sie für unsere Ideen wirken und neue Abonnenten anwerben.

Abonnementspreise:

Für 3 Monate: Fr. 3.— Mk. 3.—.

Abonnements für das 1. Vierteljahr 1911 (Beginn 1. Januar) werden im Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Bäregasse 6, Zürich 1, sowie bei allen Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen.